CAFÉ NEUFOUNDLAND

VON
GEORGE
GOTTHOLD

WIENER — VERLAG.

Café Neufundland

George Gotthold

Café Neufundland

Umschlagzeichnung von Leo Kober

Wiener Verlag
Wien und Leipzig
1903

Sämtliche Rechte vorbehalten

K. u. k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Vorwort

Ich übergebe diese vier Geschichten der Öffentlichkeit. Es sind die Erlebnisse eines Freundes. Es scheint mir, daß sie etwas in sich haben, was sie berechtigt, von andern gekannt zu werden. Was es ist, kann ich nicht sagen. Mein Freund wünschte eine Verarbeitung dieser mir übergebenen skizzenhaften Aufzeichnungen. Er meinte, es fehlte die Einheitlichkeit in den Geschichten, er hätte die ersten beiden viele Jahre vor den beiden letzten geschrieben, die ersten zeigten die ganze Unbeholfenheit des jungen Studenten, der gespreizten Ausdrucksweise in Gedanken und Empfindungen, diese Sucht, mit der eigenen Persönlichkeit zu liebäugeln und unbedingt geistreich zu sein; die letzten seien das Produkt einiger freier Stunden eines Mannes, der sonst wichtigere Dinge zu denken und zu schreiben habe, sie erzählten Liebesgeschichten im Kanzleistil. Mir schienen die Gründe nicht ausreichend zur Vornahme der Umarbeitung. Ich lasse die Skizzen wie sie sind und begnüge mich meinerseits mit diesem Vorwort.

Inhalt

Seite

Das erste Rendezvous oder: Der Sieg der Unschuld 11

Das erste Duell oder: Die verhängnisvollen Bierfilze 39

Der Hilfreiche 61

Die Verkannte 71

RBR
Jantz
#175

Detlev von Liliencron

mit dem Ausdrucke
aufrichtiger Verehrung
gewidmet

Das erste Rendezvous

oder

Der Sieg der Unschuld

Es ist jetzt schon ein paar Jahre her, und ich lächle jetzt über die Geschichte. Damals aber — — Ich will die Sache erzählen, vielleicht sind meine verehrten Leser so gütig, mit zu lächeln. Die Geschichte ist nämlich wahr, wahrhaft wahr, nichts ist daran erdacht, alles erlebt, schmerzlichst innerlichst empfunden.

Ich war Student, und mein Gemüt kindlich rein, wie das einer eben eingesegneten Jungfrau, oder poetisch zu reden, wie der rosige Strahl der Morgensonne, keusch bis zur Abfuhr, wie meine Freunde sagten.

Aber ich muß, weil doch die ganze Geschichte wahr ist, auch darin die Wahrheit sagen: ich war tugendhaft nicht aus Überzeugung, ich war unschuldig — auch an meiner Unschuld.

Wenn ich meinen damaligen Seelenzustand betrachte, so waren es eine ganze Reihe von Ursachen, die mich zum Sonderling machten: eine gewisse Ungeschicklichkeit, Schüchternheit, die Furcht vor Unannehmlichkeiten, besonders aber der Umstand, daß mir jener metallische Stoff in erheblichem Maße fehlte, der dem äußeren Menschen erst seinen eigentümlichen Glanz verleiht.

Jetzt, wo ich an diese Vorgänge nur wie an eine längst verklungene Sage denke, jetzt darf ich es offen aussprechen. Ich hatte sagen hören, es gäbe Frauen oder, wie man diese Frauen im besonderen nannte, Weiber, bei denen die Liebe durch den Magen geht, deren Unterröcke kostbarer sind als die Brautkleider von Fabrikantentöchtern, Frauen, die in Begleitung von Herren nie gehen, sondern nur fahren u. s. w. Wenn man von solchen Frauen erzählte, dann war mir zumute, wie den Blinden manchmal zumute sein soll: ich hätte so etwas nur einmal sehen, erleben, genauer kennen lernen wollen.

Ich muß hier einen Absatz machen. Es wird Leute geben, die über diese Bekenntnisse lächeln, spotten, Leute, die sagen werden: so kann ein Student nicht gedacht haben. Ich sehe mich also genötigt, auf Dichterwort zu versichern; ich habe nur die Wahrheit gesagt.

Das Schreckliche meiner Lage wäre mir vielleicht nicht so recht zu Bewußtsein gekommen und die Erfolge gründlicher Textkritik hätten mich vielleicht über das Elend des Verzichtes auf die höchsten irdischen Freuden hinweggetäuscht, wenn ich nicht einen Freund gehabt hätte, der so ganz das Gegenteil von mir war: lustig, lebensfroh, unternehmend und wohlhabend. Helfen konnte er mir nicht. Sollte ich mir von ihm Geld borgen, um eine Schöne zu füttern und, was noch schlimmer ist, mich selbst, denn ich konnte doch in der Gesellschaft einer Dame nicht zurückstehen, den Knauser spielen, Appetitlosigkeit heucheln und ruhig zusehen. Nein,

ich mußte mich überwinden, ich durfte meinem Freunde nicht den Grund meiner wunderbar wunderlichen Charakterstärke anvertrauen. Und dafür wurde ich von ihm verlacht, aufgezogen: Das war der Fluch der guten Tat. Es wühlte und arbeitete in mir, es mußte etwas geschehen — das fühlte ich wohl — es mußte ein Umschwung kommen, wenn ich nicht an diesem drückenden Gefühle zugrunde gehen sollte.

Ich kam auf eine Idee. Ich ging zu einem Lotteriekollekteur und kaufte mir für eine Mark ein Los in einer verbotenen auswärtigen Lotterie. Eine alte Erfahrung lehrt, daß man in einer erlaubten nicht gewinnen kann. An dem Tage, wo ich das Los kaufte, war ich wie verwandelt. Ich hielt es für ganz sicher, daß ich den Hauptgewinn mit 30.000 Mark gewinnen würde, und ich malte mir nun schon die Zukunft aus, dachte über die Verwendung dieser ungeheuren Summe nach und blickte in Gedanken verächtlich herab auf diejenigen, welche mit kleineren Summen rechneten. Mit allen Leuten sprach ich bloß über Lotteriegewinne, über Chancen in den einzelnen Lotterien, über unerwartete Glücksumstände, im allgemeinen und im besonderen über das große Los. Oft träumte ich, wie der Schneider Zwirn im „Lumpazivagabundus“, von meiner Nummer, ich sah, wie der bekannte Waisenknabe sie herauszog und hörte, wie sein Kollege rief: das große Los! Einmal war ich allerdings ganz verzweifelt. Einer von jenen liebenswürdigen Mitmenschen, die einem wie der selige Amasis jede Freude verderben können, sagte mir: spiele nicht in einer auswärtigen Lotterie, erstens mußt

du Strafe zahlen und zweitens entreißt dir der Fiskus den Gewinn. Das erstere war mir gleichgültig, das letztere jedoch schien mir in diesen Tagen, da ich die bekannte Reichsgerichtsentscheidung noch nicht kannte, der Übel größtes.

Doch dieser Schmerz ging vorüber und, um es kurz zu sagen, auch ein anderer: der Schmerz über die Niete. Das Wunderbare, auf das Noras Hellmer wahrscheinlich immer noch wartet, traf auch bei mir nicht ein. Ich wäre psychisch verödet, wenn ich mir nicht eine neue Sensation erfunden hätte.

Ich beschloß nämlich, das, was ich mit einem Wurf nicht haben konnte, durch wochenlange Bemühungen zu erreichen; ich beschloß, zu sparen. Nach meiner Ansicht waren zehn Mark nötig, um ein Liebesverhältnis zu beginnen, so ein ideales Verhältnis natürlich, wo zwar der Mann, d. h. ich, die Ausgaben bestritt, das aber gegründet war wie die zukünftige Gesellschaft auf gegenseitige Liebe und Achtung.

Zehn Mark! Diese Summe schwebte mir im Wachen und Träumen vor, sie wurde mir zur festen Vorstellung, sie quälte und verfolgte mich wie eine fixe Idee. Ich überdachte meinen Etat und stellte fest, daß ich wöchentlich 1·50 Mark entbehren könnte. Natürlich mußte ich dann meine bisherigen Luxusausgaben, wie Pferdebahnfahren, Schokoladetrinken aufgeben oder beschränken. Dafür wurde ich aber herrlich belohnt in nicht ganz zwei Monaten oder, wie es besser klang, in sechseinhalb Wochen. Ich führte

meinen Plan durch. Ich sparte, wenn auch nicht ohne Hindernisse. Manchmal brachte ich es wöchentlich nur auf 1·25 Mark, einmal mußte ich sogar die Kasse wegen einer unangenehmen Schusterrechnung erheblich angreifen. Aber ich hatte eiserne Ausdauer; und wirklich; nach etwas über zwei Monaten legte ich den Schlußstein zu dem herrlichen Gebäude meiner Sparsamkeit in Gestalt eines glänzenden blanken Groschens.

Es schien mir, als ob das Zehnpfennigstück aus Freude über meine Leistung sein Sonntagskleid angelegt hätte. Ich war nun im Besitze von 10 Mark. Es fehlte bloß noch das menschliche Substrat meiner Bemühungen.

Neue Schwierigkeiten türmten sich vor meinen Augen. Ich erlitt in Gedanken die Qualen von Sisyphus, Ixion und Tantalus zusammen. Ich hatte ja gar keine Routine, wie sollte ich Damenbekanntschaft machen? Und das wollte ich doch, ich wollte ein echtes Weib kennen lernen. Die Macht meiner Persönlichkeit sollte wirken. Das Geld sollte nur die selbstverständliche Voraussetzung dieses Verhältnisses bilden, wie der Rechtssatz bei dem Urteil, welches durch Tatsachen veranlaßt wird. In der erneut schwierigen Lage, in der ich mich nun befand, sah ich nur einen Ausweg: ich mußte mir bei meinem Freunde Rat in dieser diskreten Angelegenheit holen; natürlich durfte ich nicht mit der Sprache offen heraus, denn er hätte mich sonst ausgelacht, mir meine ganze Würde geraubt. Nein! ich mußte ihn zu ergründen suchen, wie der Klosterbruder den Nathan.

In unserem Stammlokal brachte ich also einmal das Gespräch auf die Frauen und wie ihnen beizukommen wäre, wo man überhaupt geeignete Objekte oder vielmehr Subjekte fände. Ich wurde zwar wiederholt auffällig rot und war oft auf dem Punkte, mich zu verraten und ertappt zu werden. Aber ich erfuhr doch mit der Zeit, daß mein Freund in den Anfängen seines Manneslebens für Kellnerinnen besserer Restaurants geschwärmt hätte. Ich beschloß, ihm auf diesem Wege zu folgen. Er war sogar so gefällig, mir das Lokal, den Ort seiner ersten Sehnsucht, mitzuteilen, und mit offener Seele merkte ich mir Straße und nähere Bezeichnung dieses Liebestempels.

Café Neufundland

das war meine nunmehrige fixe Idee!

An einem der nächsten Abende wollte ich die heiligen Hallen betreten.

Ich überlegte: Dieser erste und, wie ich nicht einen Augenblick zweifelte, entscheidende Besuch würde auch den Normaletat meiner Ausgaben übersteigen. Ich hatte das bei dem Voranschlage nicht berücksichtigt. Und ich durfte mich doch beileibe dort nicht als Knicker aufspielen; im Gegenteil, eher protzenhaft mit einer Miene von blasiertem Lebemann, Grandseigneur. Über diese Bedenklichkeiten half ich mir hinweg. Der Stein war einmal ins Rollen geraten und das Unvermeidliche mußte geschehen. — —

Es war abends um halb neun Uhr; ich hatte kein Abendbrot gegessen, um die hiefür bestimmte Summe auf Knickebein und ähnliche Genüsse auszugeben. Ich war tadellos angezogen, hatte mir meinen seit dem Abiturientenexamen kaum benutzten Cylinderhut aufgesetzt, ein paar hellgelbe Handschuhe angezogen, sogar wider meine sonstige Gewohnheit Manschetten angemacht und mich fürchterlich mit Eau de Cologne begossen. In diesem Kostüm stand ich ein wenig zögernd vor einem Hause der Friedrichstadt, in dem sich ein Restaurant mit der Aufschrift:

Café Neufundland

befand. Die gleiche Aufschrift war an einer blauen Laterne vor dem Hause angebracht. Ich machte eine mit gelbgrauen Gardinen behangene Tür auf, indem ich entschlossen auf die Klinke drückte. In diesem Augenblicke war ich unbedingt gewillt, mich innerhalb weniger Minuten zu verlieben.

Als ich die Tür geöffnet hatte, war ich noch keineswegs in dem Lokal, vielmehr befand ich mich in einem etwa eineinhalb Meter großen Vorraum, aus dem eine zweite Tür in das Lokal führte, dessen helle Beleuchtung ich durch die Türritzen ahnen konnte. Die Tatsache, daß ich mich nun erst in einem Vorraum befand, wirkte mächtig abkühlend auf mich. In den wenigen Augenblicken, die ich vor der entscheidenden Tür zubrachte, kam mir plötzlich das Schreckliche und Gefahrvolle meiner Lage zum Bewußtsein. So

muß einem Soldaten im Kriege zumute sein, wenn er nachts eine Granate heranschwirren hört und sie dann über seinem Haupte zerplatzen sieht. Die Masse der Empfindungen wiederzugeben, die mich in dem kritischen Moment durcheilten, durchtosten, ist völlig unmöglich, da E. T. A. Hoffmann tot ist. Ich wäre vielleicht umgekehrt, wenn nicht plötzlich die verhängnisvolle Tür aufgegangen und ein Herr in den Vorraum getreten wäre. Nun war ein Entfliehen nicht mehr möglich. Ich trat ein.

Sonderbarerweise schwand mit diesem Eintritt in ein neues Leben meine Unsicherheit. Ich fühlte die ganze Wucht meiner jetzigen Stellung und wollte nicht umsonst die Ode von Horaz gelernt haben, die da anfängt:

aequam momento rebus in arduis
servare mentem.

Ich ließ einen prüfenden Blick durch das Lokal schweifen. Es war nicht übermäßig groß. Durch ein paar meterlange Holzwände war es in zwei Hälften zerlegt. Es standen etwa zwanzig Tische da. An verschiedenen Stellen war je eine Kellnerin. Der Besuch war wohl wegen der sehr frühen Stunde ziemlich schwach. Es saßen zehn Herren da, die meisten mit gewaltigen Schmissen im Gesichte, so daß mir ganz gruselig wurde. Auf den Tischen standen mächtige Kannen mit Lichtenhainer Bier, das ich wegen seines schmutzigen Aussehens bisher stets verschmäht hatte.

Bald stand ich vor einer neuen Schwierigkeit. Welche

von den vier Schönen war eigentlich die herrlichste von allen, die Schöne an sich, die mich beglücken konnte und sollte. Wenn ich der großen Dicken da hinten in die Arme fiele! O, ich würde gewiß weich fallen, aber der Abend wäre verloren. Ich war in Gedanken der Verzweiflung nahe. Aber die Retterin erschien.

Eine der Feen winkte mir plötzlich mit lächelndem Munde, als ob wir uns schon jahrelang gekannt hätten. Ich eilte überselig auf sie zu. Sie reichte mir eine kleine und, um im Romanstil zu bleiben, warme weiche Hand. Ich frohlockte innerlich. Es ging alles über Erwarten herrlich. Nun sollte sich niemand mehr mit Eroberungen vor mir rühmen. Ich fühlte, ich hatte das Herz der Kleinen im Sturm genommen. Ich setzte mich.

„Sie wünschen?" Aber bevor ich antworten konnte, fuhr sie fort: „Ein Kännchen Lichtenhainer, nicht?"

Es war mir klar, daß ich den Studenten markieren müßte, und ich antwortete deshalb schalkhaft: „Aber selbstverständlich, Fräulein." Bald darauf kam sie mit einer für meine damaligen Begriffe riesengroßen Kanne. In diesem Augenblicke betrachtete ich sie gründlich. Ich jubelte innerlich über den Instinkt, mit dem ich — unter vieren sofort die richtige entdeckt hatte. Das war ja der Traum meines Schönheitssinnes, das Ideal von Weib, die Frau an sich: Nur so groß, daß sie mir bis an den Mund reichte, zierliche Figur ohne Magerkeit und vor allem schwarze Augen und blonde Haare. Das letztere war für mich stets und ist

bis auf diesen Tag das Gefährlichste, Verführerischeste an einem Weibe; es genügt, um mich alles übrige übersehen zu lassen. Ich war sofort verliebt, wie Cherubino, als er sang: „Neue Freuden, neue Schmerzen."

Während ich in Gefühlen, in Vorstellungen künftiger Glückseligkeit ahnungsvoll und nicht ohne ein gewisses Grauen schwelgte, setzte sie sich neben mich auf einen Stuhl, welcher zwischen meinem und dem nächsten Tisch stand, denn an meinem Tisch zu sitzen war ihr und ihresgleichen durch Polizeiverordnung verboten. Ich wollte eben wieder über den praktischen Wert und die juristische Berechtigung der vorgedachten Verordnung nachsinnen, als ich von ihr mit einer Engelsstimme gefragt wurde: „Na, Kleiner, wie schmeckt das Bier?" Über die Liebenswürdigkeit der familiären Anrede erfreut, sagte ich: „Danke sehr, gnädiges Fräulein, vorzüglich." Sie öffnete den Deckel der vorstehenden Kanne und platzte heraus: „Aber Mensch, Sie haben ja noch gar nicht getrunken, na, Sie sind wohl nicht von hier?" Errötend, zerstreut und beschämt stieg ich in die Kanne und stärkte mich mit einem bedeutenden Zug. Bald kam auch meine Unbefangenheit wieder. Ich ging auf ihren Vorschlag ein, ihr etwas zu spendieren, und bald berührten sich die Spitzen unserer kleinen Finger zum Zeichen des Genusses zweier Kurfürstlichen Magenbitter. Daß infolge dieses Genusses meine sämtlichen Nahrungssorgen verschwunden waren, wird jeder, der meinen vorgeschilderten physischen und psychischen Zustand aufmerksam gelesen, in sich aufgenommen

und durchdacht hat, sofort begreifen. Wir sprachen über das Wetter, die jüngsten politischen Ereignisse, den Lokalbesuch im allgemeinen. Es ist erklärlich, daß ich ihr bei jeder Gelegenheit zu imponieren suchte. Teils ließ ich durchblicken, daß ich ein sehr hohes Tier sei, teils, daß ich mit Rothschild enge Fühlung hätte, teils, daß ich sehr einflußreiche elegante Bekannte und Freunde hätte. Man wird es mir gewiß nicht übel nehmen, daß ich bei dieser Gelegenheit etwas aufschnitt.

So mitten im Gespräch fragte ich sie auch, ob sie meinen Freund kenne — ich nannte ihr seinen Namen. Der Name wirkte mächtig. Sie sah mich plötzlich mit ihren vielsagenden schwarzen Augen an; ich hatte jetzt für sie einen ganz anderen Anstrich. „Emil! ach du liebe Zeit, ob ich den kenne!“ Auf den Ehrenplatz, den sie offenbar meinem Freunde in ihrem Herzen eingeräumt hatte, war ich nicht neidisch und eifersüchtig, und, weit entfernt, an etwas Böses zu denken, hoffte ich gerade durch ihre Vertrautheit mit Emil sehr bald etwas bei ihr zu erreichen. Oberflächlich betrachtet, hatte ich recht. Nach dem Genuß noch zweier Lichtenhainer, also eines Quantums, dessen Vertilgung sich im Vergleich zu meinen sonstigen Gewohnheiten als excessus in Baccho charakterisierte, kamen wir mehr und mehr ins Gespräch. Sie erzählte mir von ihren Privatverhältnissen: Sie sei die Tochter eines Eisenbahndirektors, sie habe einen reichen Onkel in Rixdorf, sie sei verlobt gewesen, aber ihr lieber Schatz — wie sie treu-

herzig sagte — habe sich das Leben genommen, er sei Offizier gewesen, und da sie verwaist sei, so habe sie etwas verdienen wollen, um selbständig zu sein, und so sei sie Kellnerin geworden. Ich war über diese Geschichte, an deren Wahrheit ich keinen Augenblick zweifelte, so gerührt, daß mir fast die Tränen in die Augen kamen. Damals wußte ich noch nicht, daß alle Kellnerinnen verwaiste Töchter von höheren Beamten sind und einen reichen Onkel haben, daß nur der Wohnsitz dieses Onkels verschieden ist. Im Anblick meiner offenbaren Rührung drückte sie mir die Hand und trat mir auf den Fuß, eine Art von Liebkosung, für die ich damals, besonders in Anbetracht eines Hühnerauges auf der kleinen Zehe, noch kein rechtes Verständnis hatte. Ich bedauerte sie aber und beklagte hauptsächlich, daß sie sich so sehr anstrengen müsse. Über diesen Punkt beruhigte sie mich, indem sie mir mitteilte, daß sie jeden fünften Tag frei habe. Ich erkundigte mich natürlich sofort, wann ihr nächster Ausgehtag wäre und erhielt die Antwort: „Übermorgen." Nun mußte aber auch alles getan werden. Ich faßte mir ein Herz und fragte mit entschlossener Stimme: „Wollen Sie übermorgen mit mir ausgehen?" Ich wartete auf die Antwort wie Krösus auf die des delphischen Orakels. Mit größter Seelenruhe gab sie mir den trostreichen Bescheid: „Gewiß, wenn Sie mit mir gehen wollen!" Ob ich wollte!

Sie fragte mich, wo wir uns treffen würden. Ich schlug ihr vor, sie von ihrer Wohnung abzuholen,

Nachmittag um sechs Uhr. Sie bat mich darauf noch um ein Stück Papier und schrieb darauf: Lisbeth Schaf, Teltowerstraße 2, Hof, Parterre. Ihr Vatername — oder war es vielleicht der Muttername — berührte mich einen Augenblick sonderbar, direkt unangenehm. Er wirkte auf mich wie eine geliebte Schöne, welche Häring ißt, oder wie eine mit knarrendem Getön brechende Sofalehne, auf der man im Begriff ist, der Angebeteten eine Liebeserklärung zu machen. Man glaube aber nicht, daß ich den Namen hier erdichtet habe, um über denselben mehr oder minder geistvolle Glossen zu machen. Nein, sie hieß wirklich Schaf, aber sie hieß auch — und das entschädigte einigermaßen — Lisbeth. Lisbeth! Gibt es einen Mädchennamen, der so für blonde Haare geschaffen ist? Ich sage: nein. Es ist einfach eine Niederträchtigkeit, es ist paradox, wenn Eltern ein rabenschwarzes Mädchen Lisbeth nennen. Mit dem Namen ist es eine eigene Sache. Glauben meine verehrten Leser, daß Goethe unser größter Dichter geworden wäre, wenn er nicht Goethe, sondern etwa Zwiebelkorn geheißen hätte? Nimmermehr! Man bedenke, wie wenige große Künstler Müller oder Schultze oder Lehmann heißen. Bei Frauen vollends kann ein häßlicher Name geradezu abschrecken. Etwas Ähnliches wäre mir vielleicht auch widerfahren, wenn nicht die Macht der Persönlichkeit der Namensträgerin den häßlichen Eindruck ihrer Firma verwischt hätte. So aber war ich überglücklich, als ich mich mit den Worten verabschiedete: „Adieu, Fräulein Lisbeth, bis über-

morgen, aber nicht vergessen," und die Antwort von ihrem Rosenmunde erhielt: „Ich habe nichts zu vergessen, aber seien Sie nur pünktlich." O, ich war pünktlich, leider zu sehr. — —

Um das zu schildern, was in meinem Herzen vorging, als ich etwa gegen zwölf Uhr nachts die Tür des Café Neufundland hinter mir zudrückte, müßte man die Beredsamkeit eines italienischen Abgeordneten haben. Ich taumelte die Straßen entlang nach meiner Wohnung, indem ich vor lauter Gedanken gar nichts dachte. Eine Idee jagte immer die andere. Aber aus diesem Chaos von Ideen stieg doch eine immer hervor wie Undine im letzten Akte, es war der Gedanke an sie, die mich übermorgen glücklich machen würde. Jetzt hatte ich erst Verständnis für jene Leidenschaft, die man in Frankreich so treffend „la grande passion" nennt; jetzt hatte ich Verständnis für alle diejenigen, denen Liebesleid und Liebeslust so tief zu Herzen ging; jetzt war der Mann in mir erwacht, der Mann, der sich nach dem Weibe sehnt, nach der Erfüllung seiner inbrünstigsten Empfindungen. Mechanisch machte ich in meiner Wohnung die zum Schlafengehen nötigen Verrichtungen. Als ich im Bett lag, erschienen mir immer wieder der Tisch und die Stühle des Café Neufundland. Und der Wirrwar der Gedanken dauerte stundenlang fort, so daß ich nicht einschlafen konnte. Nach langer Zeit zündete ich nochmals Licht an, stellte fest, daß es schon drei Uhr morgens sei. Aber ich fühlte wohl, ich war noch zu erregt, um schlafen zu können. Darum

las ich noch etwas: Wielands vermischte Schriften, Aufsätze über die französische Revolution. Wie gleichgültig mir diese Geschichte war, ich konnte gar nicht begreifen, wie man über solche Nebensachen so viele Worte verlieren konnte. Wenn Wieland geahnt hätte, was hundert Jahre später in einem Mannesherzen vorgehen würde! Ich las einige Seiten, ohne ein Wort in mich aufzunehmen, bis ich das Nutzlose meines Beginnens einsah. Dann löschte ich das Licht wieder. Etwa eine Stunde war ich noch wach. Schließlich schlief ich übermüdet ein.

Am Morgen erwachte ich mit einer Art Katzenjammer. Daran war zunächst der mangelhafte Schlaf, dann aber auch der übermäßige Alkoholgenuß schuld. Dieser ganze Tag war gleichsam eine Fortsetzung der vorigen Nacht. Mein Gemüt wogte weiter. Es beschäftigte mich jedoch ein Gedanke gründlicher: Ich zählte nämlich mein Geld und überlegte, wie ich es morgen am vernünftigsten anbringen könnte. Zunächst konstatierte ich mit Betrübnis, daß ich im besten Falle nur noch über neun Mark verfügen könnte. Wie sollte dieser Betrag verteilt werden, um den Abend zu einem möglichst glänzenden zu machen? Ich stellte zunächst fest, welche Ausgaben unbedingt notwendig wären, um nach Abzug des entsprechenden Betrages von der zur Verfügung stehenden Gesamtsumme zu ermitteln, wie viel man auf das bloße Vergnügen verwenden könnte. Da fiel mir nun ein, daß Lisbeth sehr weit draußen wohnte, in einer Gegend, wo man nicht ausgehen konnte. Da nun voraussichtlich

morgen schlechtes Wetter war, so mußte man fahren; und zwar, weil ich ihr doch weder Pferdebahn, noch Omnibus, noch Droschke zweiter Klasse zumuten konnte: Droschke erster Klasse. Es traf alles ein, was ich dunkel geahnt hatte. Ich beschloß zunächst als Ausgangspunkt ein Lokal zu wählen, das mich nicht zu einer doppelten Tour nötigen würde, aber es wurde mir klar, daß ich für Hin- und Rückfahrt drei Mark rechnen müßte. Unbedingt notwendig war auch ein Abendbrot, bei dem ich, um nicht den Knicker zu spielen, auch sehr anspruchsvoll speisen mußte — essen darf man das nicht nennen. Ich nahm mir zwar vor, nicht in ein Weinlokal zu gehen, überhaupt keine Extravaganzen zu machen. Aber drei Mark mußte ich doch auf die Befriedigung unseres Speisebedürfnisses rechnen. Es blieben also noch vier Mark für Diverse, wie man im kaufmännischen und hausfräulichen Leben zu sagen pflegt. Was sollte ich mit vier Mark anfangen? Ins Theater zu gehen, war kaum möglich, denn ich mußte doch natürlich Parkett gehen, wenn ich mich nicht von vornherein in Mißkredit bringen wollte. Ein Parkettplatz kostete aber mindestens drei Mark, nicht zu rechnen die unvermeidlichen Nebenausgaben, wie Garderobe, Theaterzettel, Bier und so weiter, die für die Entwicklung unseres modernen Theaterwesens eine so große Bedeutung erlangt haben. Zuletzt fiel mir noch ein besseres Spezialitätentheater ein, das im Bereiche der einfachen Droschkentour lag und in dem man für zwei Mark einen ganz anständigen Platz

bekam und keine Garderobe abzugeben brauchte. Ich war nunmehr endlich im klaren über die Frage, wie ich die einzelnen Genüsse am morgigen Abend zu verteilen hätte, ohne in die Verlegenheit zu kommen, Lisbeth anpumpen zu müssen. Das wäre ja auch schrecklich fatal. Lieber würde ich noch meinen Ring beim Kellner als Pfand lassen. Ich überdachte den Plan dann noch mehrmals und stellte insbesondere fest, wie lange wir an jedem Orte zu verweilen hätten. — In dieser Nacht schlief ich ruhiger. — —

Am nächsten Morgen stand ich auf ohne das Gefühl, daß dieser Tag ereignisreicher sein könnte als andere. Ich ging meiner gewöhnlichen Beschäftigung nach und kehrte von einem in Anbetracht des Kommenden sehr einfachen Mittagmahl gegen vier Uhr nachmittags nach Haus zurück. Jetzt war meine Stimmung schon etwas gehoben. Ich zog mich um. Diese sonst in wenigen Minuten beendete Tätigkeit hielt mich heut über eine halbe Stunde beschäftigt. Ich warf mich in dasselbe Kostüm in welchem ich Lisbeths Herz zuerst erobert hatte, brachte jedoch noch kleine Veränderungen an, die nach meiner innersten, vor dem Spiegel festgestellten Überzeugung auf ein junges Mädchenherz überwältigend wirken mußten. Nach fünf Uhr betrat ich die Straße. An einer Ecke stand eine Frau, die Veilchen anbot. Ich verlangte ein kleines Bukett, wofür ich zu meinem Schrecken fünfzig Pfennige bezahlen mußte. Billigere hatte sie nicht. Das war ganz gegen den Etat.

Es regnete mächtig, als ob der Himmel mir den reinen

Genuß mißgönnte. Um nicht schmutzig anzukommen und wegen des Buketts, das mich übrigens durch intensiven, meinem Eau de Cologne-Geruch konträren Duft erfreute, leistete ich mir einen Pferdebahnplatz, wobei ich den Weg so nahm, daß ich nur zehn Pfennige zu bezahlen hatte. Über diesem Wagen schwebte aber ein Unglücksstern, denn er stieß mit einem Lastwagen unterwegs zusammen, so daß er sich bedeutend verspätete. Als ich am Bestimmungsort ankam, war es halb sieben. Ich tröstete mich jedoch mit dieser Verspätung, denn es ist nicht nobel, pünktlich zu erscheinen.

Die Teltowerstraße hat trotz ihrer regelmäßigen Anlage und trotz der großen neuen Häuser etwas Geschmackloses, Finsteres, Gewöhnliches, Langweiliges; sie wirkt wie die symphonische Dichtung eines Wagnerianers. Die Häuser haben sämtlich etwas Kasernartiges und trotz einer gewissen äußerlichen Eleganz ahnt man die blauen und grünen Hausflurfenster, die unbelegten Holztreppen, die kleinen, nicht tapezierten Stuben und die Proletenstimmung im Innern. Der widerwärtige Eindruck wurde verstärkt durch ein paar Weiber vor dem Bestimmungshaus, die, offenbar klatschend, ziemlich laut sprachen und denen man ansah, daß sie schon wiederholt gegen die §§ 180 und 186 des deutschen Strafgesetzbuches verstoßen hatten. Es war mir fürchterlich unangenehm, bei diesen Frauen vorbeigehen zu müssen. Ich klappte meinen Schirm nicht ganz zu und versteckte darin das Bukett, um die Sache nicht zu auffällig zu machen. Dann ging ich in das Haus wie Tamino in die letzte der Prüfungen.

Als ich im Torweg war, fühlte ich noch die Blicke der Weiber auf dem Rücken. Schnell überschritt ich den Hof und trat in das Hinterhaus ein. Hier war es stockfinster. Durch Tasten an den Wänden stellte ich fest, daß zwei Parteien auf dem Parterreflur wohnten. Die eine Korridortür war offen. Um zu keinem unliebsamen Auftritte zu gelangen, zündete ich ein Streichholz an und leuchtete ab. Sofort hatte ich die richtige Tür, denn an einer derselben befand sich unter einem Briefkasten eine Visitenkarte, auf welcher stand:

Elisabeth Schaf,
Friseurin.

Beim Briefkasten lagen, wie ich in der Eile feststellte, einige Karten, sie rührten gewiß von verschmähten Liebhabern her. Ich wollte glücklicher sein. — —

Ich klopfte. —

Nun muß ich die Erzählung unterbrechen. Es ist unzweifelhaft gegen alle Regeln einer guten Erzählerkunst, daß ich jetzt plötzlich den ruhigen Gang der Ereignisse unterbreche und etwas mitteile, was ich erst viel später erfahren habe. Ich bin jedoch von Natur so uneigennützig angelegt, daß ich lieber auf den Ruhm eines eleganten Erzählers verzichte, als daß ich meinen Lesern den Genuß verkümmere, den sie gewiß dadurch erlangen werden, daß sie

über die folgenden Tatsachen von oben herab blicken, daß sie deren tiefsten Gründe, Ursachen und Motive kennen. Ich muß also abschweifen. —

Von dem Uhlandschen Satze, daß die Treue des deutschen Volkes Ruhm sei, war Lisbeth innerlich nicht überzeugt. Ihr Herz war elastisch wie Gummi, schlüpfrig wie Pudding, leicht wie Moselwein. Sie hatte in diesem, ach! so kleinen Herzen nicht nur für mich Raum, sondern auch für andere, jedenfalls für noch einen andern, über dessen Persönlichkeit ich, um die Spannung der Leser während des Folgenden wachzuhalten, erst am Schlusse dieser Erzählung berichten werde. Ich bitte den Leser jedoch, sich nicht zu benehmen wie die alten Frauen und die kleinen Jungen, die bei den Romanen und Dramen immer zuerst nach dem Schluß sehen, um festzustellen, ob der Held noch lebt und ob er sie bekommen hat. Lisbeth hatte sich, um es kurz zu sagen, an ihrem Ausgehtag auch mit einem anderen, dem anderen, verabredet. Damit ich jedoch mit dem anderen nicht vor ihrer Wohnung zusammenträfe, bestellte sie ihn um einhalb sieben Uhr zu sich; eine halbe Stunde später als mich. Es traf sich nun aber so unglücklich, daß ich um sechs Uhr nicht kam, nicht kommen konnte. Um nun von mir keinesfalls belästigt werden zu können, hatte sie schon vor 6 Uhr ein Mädchen auf der Straße gebeten, sich vor die Haustür zu stellen und einen Herrn, der zu ihr wollte, anzuhalten und ihm zu sagen, Fräulein Schaf wäre mit einem anderen ausgegangen. Bald darauf kam der andere, gegen seine Gewohnheit sehr

pünktlich, schon vor halb sieben. Das Mädchen draußen überlegte nicht lange, sie ahnte in ihrer Unschuld nicht die Existenz zweier bestellter Herren, kurz und gut — sie glaubte das Objekt ihres Auftrages vor sich zu haben und eilte auf den anderen zu, indem sie ausrief: „Wollen Sie zu Fräulein Schaf? Die ist eben mit einem anderen Herrn ausgegangen."

Othellos Stimmung nach der Erzählung Jagos ist kaum zu vergleichen mit derjenigen des anderen. Er wurde wirklich ein anderer. Er, der Siegreiche, verschmäht, verhöhnt — von einer Kellnerin genarrt. In dieser Stimmung überlasse ich vorläufig den anderen seinem Schicksal und kehre zu mir selbst zurück.

Wir verließen mich, als ich gerade dabei war, zu klopfen. Die erste Berührung der Tür mit meinem behandschuhten Finger blieb scheinbar erfolglos. Ich zog deshalb den rechten Handschuh aus und nahm ihn, um die Eleganz nicht zu beeinträchtigen, nachlässig in die linke Hand. Dann klopfte ich noch einmal. Eine Frauenstimme, aber nicht die Lisbeths, rief von innen, wie der Soldat auf Wache: „Wer da!" bei welchem Ruf mir aus der französischen Grammatik einfiel, daß „Wer da" „qui vive" heißt. Lisbeth hatte bei dem Klopfen wohl gedacht, daß der andere gekommen wäre. Sie hielt es aber doch für ratsam, durch ihr Mädchen die Sache feststellen zu lassen. Nun hörte sie an meiner Stimme, daß ich und nicht der andere da wäre. Infolge dessen gab sie ihrer Donna offenbar Instruktionen, denn bis die letztere wieder mir gegenüber den

Mund auftat — von der Tür gar nicht zu reden, welche verschlossen blieb wie ein Trappistenmönch — verging eine tödliche lange Weile. Ich glaubte, inwendig Geflüster zu hören. Das „Wer da" der Cerbera beantwortete ich mit der Antwort, welche die Menschen in ähnlicher Lage immer geben, da sie meinen, man könnte durch die Tür sehen. Ich antwortete mit einem kategorischen Indikativ: „Ich bin's." Literarisch gebildete Leser werden bei dieser tragischen Antwort gewißlich an die Verse aus Grillparzers „Ahnfrau" denken:

„Ja ich bin's, du Unglückselige."

Es entspann sich zwischen mir und dem Dienstmädchen folgendes Zwiegespräch, dem ich, um die historische Genauigkeit und die dramatische Wirkung zu steigern, auch noch die beiden ersten, schon mitgeteilten Sätze hinzufügen will.

Sie: „Wer da?" —

Ich: „Ich bins." —

Sie: „Wer ist das?" —

Ich: „Na ich." —

Sie: „Wer ist denn das?" —

Ich: „Das sage ich Ihnen nicht." (Pause.)

Ich: „Ist denn Fräulein Schaf nicht da?" —

Sie: „Ich werde mal sehen." (Pause.)

Sie: „Ich glaube, Fräulein Lisbeth ist noch nicht angezogen." —

Ich: „Desto besser. Wollen Sie nicht aufmachen?" —

Sie: „Nein. Ich kann nicht. Ich bin allein. Das Fräulein ist fortgegangen.“ —

Nun hatte ich genug. So dumm war ich denn doch nicht. Ich merkte die Absicht, aber ich wurde nicht verstimmt. Im Gegenteil, alle Othellogefühle waren in demselben Augenblick verschwunden. Ich fühlte mich leicht und froh. Die Dunkelheit, das Neue und Fremde der ganzen Vorgänge hatten mich gedrückt. Ich ahnte Unheil, und glaubte nun, einer schrecklichen Gefahr entronnen zu sein. Ich eilte hinaus, lachte die immer noch draußen stehenden Weiber an und aus und lief, was ich laufen konnte — in das nächste Lokal, um mich bei einem Glase Bier zu stärken, neu zu beleben. Ich muß innehalten, denn was jetzt kommt, wird meinen Lesern eine so unglaubliche Überraschung bringen, daß ich, wenn ich sie nicht vorbereitete, für ihre Nerven fürchten müßte.

Als ich in das Lokal eintrat, sah ich — meinen Freund Emil in einer Ecke sitzen vor einer Schale Porter, einer Biersorte, die er, wie ich weiß, nur bei sehr schwerem Kummer trinkt. Als er mich eintreten sah, war er ebenso verlegen wie verwundert. Wir begrüßten uns fast stumm. Unser Gespräch war anfangs wie das Gedicht eines Jüngstdeutschen: depeschenartig, abgebrochen; es ähnelte demjenigen mit der Dienerin der reizenden Elisabeth. Als wir beide längere Zeit saßen und ich einen Halben verdaut hatte, sprach ich die geflügelten Worte: „Aber Mensch, wie kommst du denn hierher? In die

Gegend?" Der aber antwortete drauf: „Eine wüste Sache! Mächtiger Kakao!" Da ich aus diesem Stoßseufzer noch nicht das Nähere entnehmen konnte, fragte ich weiter: „Also, los!" worauf er sagte: „Du bist eigentlich schuld, daß ich die Sache verkorxt habe." „Ich?" sprach ich erstaunt, „wieso?" „Nämlich," begann er wieder mit schweren Accenten, „es ist eine merkwürdige Sache; neulich hast du mich mal nach meinem ersten Verhältnis gefragt, nach Lisbeth" — Ich unterbrach ihn und rief stürmisch: „Lisbeth!" worauf er mich energisch zur Ruhe wies: „Kerl, du bist wohl verrückt, halt doch mal deine große Speisevorrichtung und laß deinen Mitmenschen sich ruhig ausquasseln. Prost! Also," begann er wieder, „als du mich neulich nach Lisbeth gefragt hast, kam mir das Weib wieder in den Sinn und die herrlichen Stunden, die ich mit ihr verlebt hatte." Ich seufzte schwermütig. „Eines Abends kam ich auf den Minusgedanken, sie wieder mal aufzusuchen. Ich ging nach Café Neufundland. Mächtige Wonne, sage ich dir; das Weib war einfach platt, wie ich wieder auftauche. Na, sage ich, Lisbeth, wollen wir wieder mal zusammen sein? Heut Abend sollte das Rendezvous sein."

„Aber das ist ja gar nicht möglich," fiel ich ein, worauf er wütend wurde und sagte: „Du scheinst heute total verdreht zu sein; warum soll denn das nicht möglich sein, sieh dich vor, Kerlchen, ich brenne dir einen Doppelten auf." Das wirkte; ich schwieg. Er fuhr fort: „Und wie ich hinkomme —" „Du kamst hin?" fragte ich wieder; „und wie ich hin-

komme, läßt sie mir sagen: sie sei fortgegangen, fort mit einem andern." Er brach kurz ab und fiel in seine Othello-stimmung zurück, die sich aber nur an seinem Mienenspiele zeigte. Ich lachte laut auf. Er glaubte, ich lache ihn aus, und rief deshalb: „Natürlich, du kannst so was nicht begreifen, du bist so ein Stockfisch, Bücherwurm, der das Leben nicht kennt." „Gut gebrüllt, Löwe," antwortete ich ruhig, da ich den inneren Zusammenhang der ganzen Geschichte zu ahnen begann; „nun höre mich an und merke auf, wie eine ganz simple Geschichte u. s. w., vergleiche Shakespeare."

Ich erzählte nun meine ganze Liebesgeschichte, wie sie meine verehrten Leser bereits kennen. Er hörte mit immer steigendem Interesse zu, sah mich mit immer steigendem Staunen an, als ob er mich, wie Karlos den Posa, von der Seite gar nicht kenne. Mehr und mehr erheiterte sich sein Gesicht; er vergaß sein Mißgeschick und, je mehr er den Zusammenhang durchschaute, desto mehr gewann er seinen Humor wieder. Als ich fertig war, sagte er: „Kuli, ich komme dir einen halben aufs Spezielle, du bist ein Mann geworden." Ich war sehr stolz und löffelte mich. Er aber fuhr fort: „Das Feinste bei der Sache ist, daß Lisbeth nun mächtig reingefallen ist. Das arme Dingelchen. Aber das kommt davon, wenn man zween Herren dienen will. Morgen müssen wir sie stellen. Aber sag' mal bloß, wo hast du denn Geld her? Denn die Geschichte wäre dir doch teuer gekommen!" Ich gestand. Da machte er die schlech-

testen Witze, wie: ich hätte einen Rheinfall von Schaf-hausen erlebt, ich eignete mich nicht zum Schäfer u. s. w. Endlich aber sagte er: „Na, da wollen wir uns auf eigene Faust einen lustigen Tag machen.“ — Und so geschah's — —.

Das erſte Duell

oder

Die verhängnisvollen Bierfilze

In dem rasenden Lauf der Ereignisse hätte ich Lisbeth beinahe vergessen, wenn nicht mein Freund eines Tages also zu mir geredet hätte: . . . .

Doch ich habe die Einleitung für die vergessen, die die vorige Geschichte nicht gelesen haben, wozu ich sie doch nicht zwingen kann. Der Autor soll seinen Lesern alles recht bequem machen, er soll sie nicht nötigen nachzuschlagen oder sich an frühere Dinge zurück erinnern zu müssen. Es gibt Leute mit kurzem Gedächtnis. Ich kenne wissenschaftliche Bücher, die Ansehen besitzen, und deren Tendenz nur dahin geht, den Lesern das Nachschlagen anderer Bücher zu ersparen. Ich berichte also:

Lisbeth ist Kellnerin im Café Neufundland, sie hat mich bei einem Rendezvous fürchterlich angeulkt, ist aber schließlich, da sie mich zufällig mit meinem Freunde betrügen wollte, in die bekannte Grube selbst hineingefallen. Dies ist der Extrakt der vorigen Geschichte.

Mein Freund kam also eines Tages zu mir und sagte: „Höre, alter Bengel, wir wollen unsern alten Plan ausführen und Lisbeth stellen.“ Ich fragte ihn, wie wo, warum, wann u. s. w. Er ließ mir aber keine

Zeit zur Aufzählung aller Fragewörter, sondern sagte: „Wirf dich in den bekannten Staatsanzug, mit dem du so 'reingefallen bist und komme." Wie von dämonischer Suggestion ergriffen, tat ich seinen Willen. Wir gingen. — Im Café Neufundland war es sehr voll. Wir konnten nur mit Mühe einen Platz bekommen und mußten uns leider an einen Tisch setzen, der nicht zum Reiche Elisabeths gehörte. Als wir harmlos da saßen, ging die Schuldbeladene bei uns vorbei; sie tat, als ob sie uns nicht sähe, wir bemerkten aber, daß sich ihr ganzes Denken mit uns beschäftigte. Man stelle sich ihre Stimmung vor: Sie hatte zwei Verbrechen gegen zwei verschiedene Personen auf ihrem kleinen Gewissen: Realkonkurrenz nennen's die Juristen, die Menschen nennen es eine Gemeinheit. Die Gegenstände ihrer bösen Taten sah Lisbeth in voller Freundschaft, verbunden offenbar lediglich durch das gemeinsame Rachegefühl, durch die Sehnsucht, sie zu verderben, wie Ottavio nebst Braut und Schwiegervater und Donna Elvira im Don Juan. Lisbeth wurde feuerrot im Gesicht. Sie sollte aber sehen, daß wir auf einem höheren geistigen und moralischen Niveau ständen, daß für uns ihre abweisende Haltung eine unbedeutende Kleinigkeit wäre. Wir beschlossen deshalb, freundlich zu sein.

Wir beauftragten eine Kellnerin, sie zu grüßen, was auch geschah, indem die Kellnerin den Auftrag unter Hinweis auf unseren Tisch durch den Saal brüllte. Lisbeth tat über unser großmütiges Benehmen erfreut, denn sie ging mit einigen Holzkrügen in der Hand bei uns vorbei und grüßte zierlich,

höflich. Ich hatte aber das Gefühl, daß hinter den Augen eine dem scheinbaren Ausdruck entgegengesetzte Gemütsbewegung vor sich ginge. Meine menschenkundige Beobachtung wurde dadurch bestärkt, daß sie uns während des ganzen Abends weiter nicht beachtete. Wir ließen uns indessen ihr Wesen nicht kümmern, sondern tranken gemütlich einige Gläser, ich über Durst und Vermögen. So kam die Feierabendstunde heran und das Lokal leerte sich.

Es waren nur noch drei Tische besetzt. An einem, neben unserem Tisch gelegenen, saßen einige stark bezechte Studiosen, an dem anderen wir, ganz entfernt saß noch ein junger Mensch, der offenbar auch mit der vielbegehrten Lisbeth anbandeln wollte und von ihr auch ziemlich freundlich behandelt wurde. Zwischen dem Tisch, an dem dieser Jüngling saß, und dem, an dem wir saßen, befand sich noch ein leerer Tisch. An diesen setzte sich jetzt die Angebetete, nahm ein Büchelchen und einen sehr kleinen Bleistift heraus und begann abzurechnen. Kaum saß sie einige Zeit, als einer unserer Nachbarn sich den geistvollen Scherz machte, ihr einen Bierfilz an den Kopf zu werfen und dann so zu tun, als ob nichts geschehen wäre. Lisbeth blickte auf, versuchte die Situation zu überschauen und warf einen haßerfüllten Blick auf mich, den vermeintlichen Täter. Ich ahnte schreckliche Dinge. Kurz darauf wiederholte sich der Vorgang. Jetzt aber brach sie in die geflügelten Worte aus: „Lassen Sie die Frechheit, sonst kriegen Sie auch was an den Kopf!“ Dabei sah sie nach dem einsamen Jüngling, wie Elsa auf den anschwimmenden

Lohengrin. Ich duldete, duldete. Aber da aller bösen Dinge drei sind, so flog bald der dritte Bierfilz an Lisbeths Haupt. Sie wurde rasend. „Das denke ich mir nicht gefallen zu lassen," sprach sie, sich an den einsamen Jüngling wendend; „weil ich mit dem Menschen nicht ausgehen wollte, erlaubt er sich solche Gemeinheiten."

Die bezechten Studiosen brachen ob dieses Mißverständnisses, das zugleich eine Intimität aufdeckte, in unauslöschliches Gelächter aus. Der Einsame aber bat Lisbeth, sich zu beruhigen, indem er, auf mich sehend, äußerte, daß das Café Neufundland doch nicht für Proleten da wäre. Mein Freund wurde sehr unruhig, er wünschte offenbar, daß ich handeln sollte. Ich trank schnell einen großen Zug. Mir war furchtbar zumute. Die aufkeimende Todesangst suchte ich gewaltsam zu verscheuchen. Alle Augen sahen auf mich. Ich mußte mich in das Unvermeidliche fügen. Während Lisbeth mich anblickte wie ein römischer Gladiator, der einen Löwen hingestreckt hat, triumphierend, erhitzt, gleichsam nach Blut lechzend, erhob ich mich, ging an den Tisch des einsamen Menschen und fragte, indem ich mich vorstellte, leise, ob er mit der Bemerkung mich gemeint hätte. Er bejahte dies. Ich zog eine große Brieftasche vor, langte eine Visitenkarte heraus und übergab ihm diese. Er griff in eine Tasche und gab mir ebenfalls eine Karte. Ich machte eine Verbeugung und ging wieder an meinen Tisch. Mein Freund schien dieser Tat, die ich für weltgeschichtlich bedeutend hielt, keine große Wichtigkeit beizumessen. Er sagte: Prost und sprach mit mir über allerlei

in dieser Stimmung für mich höchst gleichgültige Dinge. Endlich zahlten wir. Lisbeth war schon lange verschwunden. Als wir gingen, ersuchte mich mein Freund um die Karte. Er wollte die Forderung überbringen. Ich fragte ihn, wie er sich das dächte, ich hätte weder fechten noch schießen gelernt und dächte es auch nicht zu tun, da ich dazu nicht Geld und Lust hätte. Er sagte ruhig, eines müsse ich lernen. Mir kam plötzlich eine Idee. Ich sagte, ich würde mich auf Pistolen üben, das wäre leichter, er solle das Nähere mit dem Gegner vereinbaren.

Als ich nach Hause kam, befand ich mich zwar in einer etwas gehobenen oder, richtiger gesagt, gedrückten Stimmung, aber ich war nicht außer mir. Das kam eben von der Idee, die ich gehabt hatte. Die Idee bestand darin, von dem beabsichtigten Duell anonym die Polizei zu verständigen, so daß diese es noch verhindern konnte. Ich war mir völlig darüber klar, daß die Folge meine Bestrafung wegen Zweikampfes sein würde, aber das war mir gleich. So verbrachte ich denn die nächsten Tage erwartungsvoll, indem ich häufig an den Waffenläden stehen blieb und die schönen Mordwerkzeuge bewunderte. —

Nach einigen Tagen kam mein Freund. Er eröffnete mir, es müßte geschossen sein. Er hätte meinem Gegner das Mißverständnis klar gemacht und ihn um Rücknahme der Beleidigung und bedingungslose Ehrenerklärung ersucht, der Gegner hätte geantwortet: Er bedauere das Mißverständnis, nehme aber grundsätzlich nichts zurück. Darauf hätte er ihm

die Forderung mitgeteilt, die Bedingungen hätte er mit einem älteren Freunde des Gegners vereinbart: Dreimaliger Kugelwechsel, zwanzig Schritt. Mir wurde etwas schwindelig. Ich fragte nach Zeit und Ort und erfuhr: In vierzehn Tagen morgens sieben Uhr in der Querallee u. s. w. Ich nahm alle meine Kräfte zusammen, um gleichgültig zu scheinen. Mein Freund gab mir Ratschläge für den Zweikampf, unterrichtete mich überhaupt etwas im Duellwesen und verließ mich dann sehr vergnügt.

Kaum war er weg, so wollte ich die Idee ausführen. Natürlich mußte ich meine Handschrift verstellen, Ich dachte schon, einen andern oder mit der Schreibmaschine schreiben zu lassen. Aber es schien mir zu gefährlich, Zeugen meiner Tat zu schaffen. Infolge dessen schrieb ich die Anzeige selbst. Ich teilte dem Polizeipräsidium die Namen der Duellanten und Zeit und Ort des Duelles mit, und ersuchte zum Schutz der öffentlichen Sicherheit dem schrecklichen Unglück vorzubeugen. Ich wählte als Schrift die Druckschrift, indem ich die einzelnen Buchstaben denen eines Buches nachmalte. Ich tat den großen, weißen Bogen in einen Umschlag und trug ihn sofort zur Post.

Als dies geschehen, war mir, wie man nicht eben geschmackvoll zu sagen pflegt, ein Stein vom Herzen gefallen. Aber etwas erzeugte — abgesehen von der zu erwartenden Bestrafung — eine gewisse Unruhe in mir: Die Polizei konnte sich verspäten; das soll schon vorgekommen sein. Dann hätte ich mich schießen müssen und wäre obenein

noch bestraft worden. Wie gesagt, das wäre möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich. Um dieser Möglichkeit willen schien es mir geraten, mir eine Pistole zu kaufen und mich zu üben. Das tat ich denn noch am selben Tage. Ich trat in einen der vorher bewunderten Läden ein und hatte das Gefühl, von dem Inhaber als künftiger Mörder oder Selbstmörder angesehen zu werden. Aber er verkaufte mir die Waffe und Munition, ich bezahlte alles mit schwerem Herzen und Gelde und ging nach Haus.

Am nächsten Morgen fuhr ich an die Stelle, wo der männermordende Kampf toben sollte. Ich fand den Platz sehr still und daher geeignet. Ich maß zwanzig Schritt von einem Baum und versuchte dann nach demselben zu schießen. War es Zufall oder Bestimmung, ich traf den Baum. Das war eine schreckliche Entdeckung. Also man konnte doch treffen oder, schlimmer für mich, getroffen werden. Ich schoß noch mehrmals mit der Übungsmunition, traf aber nicht mehr. Das beruhigte mich geradezu. Als ich nach Haus zurückkehrte, fühlte ich mich als Held. Wenn ich auch innerlich etwas nach der Polizei schielte, so schien doch das Prinzip des Edlen, Männlichen, zum Durchbruch kommen zu wollen. Ich suchte meine ganze Umgebung demgemäß zu gestalten. Ich entfernte die Bettkissen und deckte mich mit einer Decke zu, die Pistole legte ich auf den Nachttisch, am Spiegel brachte ich einen kleinen Zweig von Tannenbaum an. Ich aß nur Fleisch, möglichst roh, wenig Butter, trank keine Schokolade mehr. Auch meine Lektüre veränderte ich.

Schulzes „Verzauberte Rose“ packte ich ein und las wieder Nietzsche: „Also sprach Zarathustra.“ Ich lebte mich in den Gedankengang dieses Weisen so ein, daß meine Selbstgespräche in seinen gesammelten Werken hätten stehen können. Einige von meinen damaligen Gefühlsausdrücken mögen folgen: — — —

Ihr Herden und Massenmenschen, wie verachte und verneine ich euch.

Villen besitzet ihr und seid doch willenlos.

Summen habt ihr im Kopf und seid doch keine Rechenkünstler.

Hin- und Herfahrer seid ihr des Lebens, ohne Zweck und Ziel; Links- und Rechtsgelehrte, wie groß ist eure Leere; eure Gedanken sind grundlos und doch nicht tief, eure Gefühle sind bodenlos und doch voll Oberflächlichkeit.

Ihr hört mit verstopften Ohren, ihr Langohrigen, Ab- und Zuhörer seid ihr.

Ihr kennt nicht die große Einsamkeit, ihr wißt nichts von der Einmaleinsamkeit.

Ich der Übermensch, bin bald ein Hinübermensch.

Wer wird einst die Rätsel dieser Worte lesen und lösen?

O daß ich mich irrte über dieser Welt Dummheit! Dieses Irren wär göttlich.

„Also sprach Zarathustra.“

In dieser Stimmung verfloß mir ein Tag nach dem andern, ohne daß ich etwas von der Polizei hörte. Das machte mich sehr nervös. Ich ließ Gedanken gegen diese — — Behörde in mir wach werden, die....

Die ganze Trostlosigkeit meiner Lage kam mir am Tage vor der Entscheidung zum Bewußtsein. Also ich mußte schießen. O, es war entsetzlich! Ich seufzte lange, aber ich faßte mich. Es kam etwas wie überirdischer Trost über mich, ich wurde ein wenig mutig, ich vertraute meinen Schießübungen oder besser der Ungeschicklichkeit des Gegners. Aber man konnte nicht wissen, was alles sich ereignete. Konnte ich nicht auch? — furchtbarer Gedanke. Sollte meine Mutter und sollten meine Freunde die Nachricht von andern hören? Nein, ich wollte ihnen selbst meine Todesanzeige senden.

Deshalb schrieb ich zunächst einen Brief an meine Mutter.

„Innigstgeliebte Mutter!

Es gibt Schicksalsschläge, die unüberwindlich scheinen und doch werden sie überwunden. Der Mensch ist stärker als er glaubt. Du wirst diese Wahrheit bestätigen. Du hoffteſt viel, ja alles von meiner Zukunft. Die Hoffnung ist gescheitert. Die Gefühle der Ehre haben die Gefühle der Pflicht gegen Dich unterdrückt, unterdrücken müssen. Ich mußte den Zweikampf annehmen, dessen Ende Dir die Zeitungen melden werden. Verdamme mich nicht. Wir sehen uns wieder. Lebwohl und denke

Deines armen Sohnes."

An meine Bekannten schrieb ich mehrere Briefe gleichen Inhalts:

„Lieber Freund!

Wenn du dies liest, bin ich nicht mehr. Ich pflegte mit meinem Ehrgefühl nicht zu renommieren. Aber Du siehst, es war stark genug, um auch mich die Pflichten, die es auferlegt, allen andern Pflichten gegenüber voranstellen zu lassen. So hoffe ich, meiner Freunde würdig gewesen zu sein. Einen letzten Händedruck in Gedanken sendet Dir

Dein unglücklicher und doch glücklicher Freund."

Nachdem ich die Briefe geschrieben hatte, war mir wohler. Ich ging noch in ein Lokal, trank drei Glas dunkles Bier, so daß ich in die berühmte Stimmung der allgemeinen Wurschtigkeit gelangte, legte mich dann ins Bett und schlief sofort ein. Ich schlief sehr gut.

Um sechs Uhr wurde ich von meinem Freunde geweckt. Ich war sofort munter und in einer katzenjammervollen Stimmung, die ich vor meinem Freunde natürlich zu verbergen suchte. Er half mir etwas beim Anziehen, ich zog die besten Sachen an. Dann packte er das Duellmaterial zusammen, ich warf einen Blick, wie ich glaubte, einen letzten Blick im Zimmer umher, bestieg mit meinem Frennde eine von ihm bereits besorgte Droschke erster Klasse und fuhr dem Ziele entgegen.

Es war ein schöner Tag, die Morgensonne wirkte klärend und erhebend auf mein dunkles, gedrücktes Gemüt.

Ich konnte mit Leichtigkeit über die gleichgültigsten Dinge sprechen. Nur als die ersten Bäume des Waldes auftauchten, stellte sich wieder ein unangenehmes Herzklopfen ein.

Als wir ankamen, war mein Gegner mit mehreren anderen Herren bereits zur Stelle. Man machte sich bekannt. Ich hatte das Gefühl, als ob mein Gegner heut nicht so selbstbewußt in die Welt sähe, wie an dem kritischen Tage unseres ersten Zusammentreffens.

Die beiden anderen unterhielten sich eifrig. Nach einer Weile kam ein Herr zu uns und sagte, man wolle einen letzten Einigungsversuch machen. Ich sagte mutig, ich verlangte nur Rücknahme des beleidigenden Ausdrucks. Der Herr ging dann mit meinem Freunde zu meinem Gegner, der, wie ich bemerkte, sehr zaghaft und zurückhaltend war und sich ängstlich nach allen Seiten umschaute. Schließlich sah ich, wie er den Kopf schüttelte. Die Herren kamen zu mir zurück und sagten, der Gegner lehne mein Verlangen ab, das Duell müsse also beginnen. Sie machten sich dann an den Waffen zu schaffen, gingen an einen Baum und zählten: Eins, zwei.... Wie weit sie gezählt haben, weiß ich nicht. Ich geriet in einen kataleptischen Zustand, das Gefühl des Unterschiedes schwand, ich sah und hörte nichts, es wurde mir schlecht, ich bekam Herzklopfen und Leibschmerzen. — — —

Plötzlich stand ein Mann in einem ziemlich einfachen Anzug vor mir. Er hat wahrscheinlich längere Zeit vor mir gestanden, ehe ich ihn bemerkte.

„Sind Sie der stud. jur....?“ fragte er, meinen Namen nennend. Ich bejahte. Er ging darauf zu den anderen Anwesenden und fragte diese offenbar ebenfalls nach ihren Namen, indem er sich in ein kleines dickes Buch Notizen machte. Wir kamen unwillkürlich alle zusammen. Der Mann stellte sich dann vor uns hin und sagte: „Ich bin der Kriminalschutzmann Müller.“ Dabei zog er eine metallene Marke aus der Westentasche und zeigte sie uns. Dann fuhr er fort: „Sie wollten ein Pistolenduell veranstalten, es sind deswegen zwei Denunziationen bei dem königlichen Polizeipräsidium eingegangen. Ich habe den Auftrag, das Duell zu verhindern.“ Als ich das Wort „Polizei“ hörte, war ich wie dieser Welt entrückt. Der Mann in dem einfachen Anzuge erschien mir wie ein Engel mit großen Flügeln, der vom Himmel herniedersteigt, um Rettung zu bringen, wo Rettung unmöglich schien. Ich hätte auf die Kniee sinken mögen, um für dieses Wunder mich dankbar zu zeigen. Auch im Gesichte meines Gegners schien es aufzuleuchten, während die andern Herren sich höchst mißvergnügt zeigten. Der Schutzmann fragte, ob er darauf rechnen könne, daß das Duell verhindert sei, dann wolle er sich entfernen, das Weitere würden wir erfahren. Man gab ihm allseitig eine zustimmende Antwort und er entfernte sich.

Die beiden Parteien machten sich kurz Verbeugungen und zogen von dannen. Mein Freund sagte mir, das wäre eine ekelhafte Geschichte, jetzt würde ich wohl bestraft werden

und müßte mich noch außerdem schießen. Beides schien mir gleich unangenehm. Ich tröstete mich aber damit, daß es nicht so schnell gehen würde mit der Erneuerung des Duells. — — Nach einer Woche erschien ein Schutzmann in meiner Wohnung und ersuchte mich, auf das Polizeirevier zu kommen. Der Leutnant vernahm mich selbst, eine Auszeichnung, die ich kaum zu würdigen verstand. Er schien sich zunächst für meine persönlichen Verhältnisse zu interessieren, fragte mich z. B. wie der Mädchenname meiner Mutter wäre, ob ich Orden und Ehrenzeichen hätte. Nachher mußte ich ihm den Gang der Sache mitteilen. Das tat ich. Er teilte mir offenbar bedauernd mit, daß zwei Anzeigen über den Fall eingegangen wären. Ich war eben im Begriff, die dumme Frage zu stellen, von wem die andere wäre; ich merkte aber die Dummheit und fragte deshalb, von wem die Anzeigen herrührten. Er wußte das nicht. Ich mußte meine Angaben unterschreiben und war entlassen.

Es vergingen dann etwa vier Wochen; ich glaubte, alles sei vorüber, als mir der Briefträger eines Tages einen Brief überreichte, auf dem die königliche Staatsanwaltschaft des Landgerichts als Absenderin bezeichnet war. Der lange weiße Bogen enthielt eine Anklage wegen Zweikampfs. Es war dann auch das Nähere, wie ich es auf dem Revier mitgeteilt hatte, angegeben. Mir wurde die Sache jetzt unangenehm. Die Bestrafung war mir, obwohl ich gelernt hatte, daß Festungshaft custodia honesta sei, sehr lästig. Ich wußte wohl, daß der Aufenthalt Geld koste. Übrigens hatte

ich auch ein gewisses Grauen vor der Anklagebank, obwohl der Gedanke mich tröstete, daß der Gegner, der verhaßte, die Bank mit mir teilen würde. Kurze Zeit darauf bekam ich eine Ladung zur Hauptverhandlung, die mit den unfreundlichen Worten begann:

„In der Straffache gegen Sie..."

Ich zeigte die Ladung meinem Freunde, der übrigens nicht unter Anklage gestellt war und der mich über den Vorfall zu trösten suchte. —

Am Tage des Termines war ich schon eine halbe Stunde vor der angesetzten Zeit in den weiten Hallen des Kriminalgerichtsgebäudes. Am Eingang zum Terminszimmer sah ich auch meinen Gegner. Ein alter Gerichtsdiener, der einen sehr gemütlichen Dialekt sprach, und ab und zu aus einer Flasche einen kräftigen Zug tat, fragte uns, ob wir die beiden mit dem Duell wären, es würde wohl so 'ne gute Stunde noch dauern, es wäre noch eine Sache vor uns. Ich ging deshalb in den Zuhörerraum, um mich an den Anblick des Gerichts zu gewöhnen.

Der sogenannte Sitzungssaal war sehr hell aber nicht groß; die Luft bewies die Anwesenheit vieler Menschen. An einem etwas höherstehenden, mit grünem Tuch überzogenen und mit Büchern bedeckten Tische saßen fünf Männer in Sammetroben, einige auch mit Samtbaretts, rechts von ihnen an einem kleinen Tisch saß noch einer in derselben Tracht, links ein jüngerer Mann in einer Robe ohne Samt. Vor dem Tisch zu ebener Erde befand

sich die Anklagebank, davor ein Tisch, an dem ein Mann in seidenbesetzter Robe saß. Alle trugen weiße, kleine Schlipse, bis auf den Mann ohne Samt und Seide. Der erste Eindruck des Anblicks war der einer würdigen Erhabenheit, eines irdischen Abglanzes des jüngsten Gerichts. Das Schwarz gab dem ganzen Bilde einen düsteren Anstrich, der gemildert wurde durch die weißen Punkte. Die längere und eingehende Betrachtung enttäuschte mich, es wurde mir zumute wie einem, der an ein Gemälde zu nah herangeht und nun sieht, daß die Perspektive nur dick aufgetragene Farbe ist. Die Bedeutung der einzelnen Figuren: der fünf Richter, des Staatsanwalts, des Gerichtsschreibers, war mir bald klar. Die Richter sahen bis auf zwei, den Vorsitzenden und einen jüngeren Beisitzer, keineswegs vornehm aus. Ihre Roben hatten schon einen Stich ins Graue bekommen, ihre Schlipse waren von sonderbarer Gestalt und unter den Roben zeigten sich Anzüge von einer bedeutenden Antiquiertheit in Farbe und Schnitt. Vorteilhaft hob sich davon das Äußere des Staatsanwalts ab, an dem alles Eleganz, Selbstbewußtsein atmete. Die Verhandlung selbst schien am meisten den Angeklagten und den Vorsitzenden zu interessieren, der durch fortwährendes Reden den Sachverhalt aufzuklären suchte und sehr ungern andere Personen, wie Zeugen, Verteidiger oder den Angeklagten reden ließ. Von den Beisitzern schien einer gut zuzuhören, er blickte stets einen Augenblick auf und schrieb dann sofort krampfhaft. Die andern schienen sich zu langweilen. Zwei waren fest

eingeschlafen. Der letzte suchte sich die Zeit zu vertreiben, er malte zunächst, weckte dann aber den einen Schläfer und erzählte ihm etwas; es mußte offenbar sehr spaßhaft sein. Der Staatsanwalt schrieb ununterbrochen, seine Arbeit hatte aber wohl nichts mit dem verhandelten Falle zu tun, denn er warf die erledigten Aktenstücke in das unterste Fach eines kleinen Aktenständers, den er neben sich hatte. Plötzlich sagte der Vorsitzende: „Die Beweisaufnahme ist geschlossen; Herr Staatsanwalt?“ Dieser erhob sich dann, machte eine schneidige Verbeugung und hielt eine kurze Ansprache, in einem Ton, wie ihn früher die Schauspieler annahmen, wenn sie Offiziere darstellten. Er erklärte das Beweismaterial als erdrückend, stellte den Angeklagten als ein gefährliches Subjekt für die bürgerliche Gesellschaft hin, machte einige allgemeine Bemerkungen über die zunehmende Verrohung der heutigen Jugend und beantragte eine Strafe von fünf Monaten Gefängnis. Dann schrieb er wieder in seinen Akten. Der Verteidiger breitete sich ausführlicher über den Fall aus, er wollte offenbar die Ausführungen des Staatsanwalts etwas verspotten und bemühte sich, auf die Richter Eindruck zu machen. Er sprach deshalb nur von dem „hohen Gerichtshof“, wobei der Richter mit dem unmodernsten Anzug eigentümlich lächelte. Zuletzt verlangte der Verteidiger die Freisprechung des Angeklagten als etwas Selbstverständliches. Dieser letzteren Ausführung schloß sich der Angeklagte persönlich an. Dann verschwand der Gerichtshof, wobei der Präsident, dem

der Gerichtsschreiber die Tür in das Beratungszimmer öffnete, zuerst ging; dann folgte der Richter, der rechts vom Vorsitzenden gesessen, dann der, der links gesessen, dann wieder der, der rechts gesessen, und endlich der, der ganz links gesessen hatte. Das Publikum begann sich jetzt über den Fall zu unterhalten. Die meisten schienen für Verurteilung zu sein, nur einer fing an, die Gründe des Verteidigers nochmals herzusagen und so laut und überzeugt, als ob er sie selbst gefunden hätte. Nach kurzer Zeit kamen die Richter in derselben Reihenfolge, wie sie gegangen waren, zurück. Der Vorsitzende teilte unter Angabe kurzer Gründe mit, daß man dem Angeklagten drei Monate Gefängnis zugeteilt habe. Die Beisitzer schienen sich jetzt für die Sache gar nicht mehr zu interessieren; die beiden, die vorher gelacht hatten, lachten wieder. Der Anwalt machte eine tiefe Verbeugung zu den Richtern und verließ den Saal. Der Angeklagte sagte: er werde ans Reichsgericht gehen und dann rief der Vorsitzende: „Die nächste Sache!"

Ich trat mit meinem Gegner in den Saal, wir wurden von dem Gerichtsdiener, wenn auch mit ausgesuchter Höflichkeit, auf die Anklagebank, d. h. eine von den beiden, mit einem Holzgitter umschlossenen Bänke gewiesen. Als wir drinnen waren, schloß er die Tür. Ich fühlte mich sehr elend, ich bekam ein Gefühl für die Schwere meiner Tat, ich blickte verächtlich auf mich herab. Mein Gegner stand an der anderen Seite der Bank. Die Richter schienen sich für uns etwas zu interessieren. Zwei setzten ihre Kneifer auf. Im

Zuschauerraum saßen nur wenige Leute, Zeugen waren nicht vorhanden.

Der Vorsitzende fragte uns nach unseren persönlichen Verhältnissen, wobei ich die Frage, ob ich schon bestraft sei, einfach beleidigend fand. Er ließ mich dann die ganze Duellgeschichte von Anfang an erzählen. Ich erzählte alles genau, bis auf die Erstattung der Anzeige. Mein Gegner faßte sich etwas kürzer.

Der Vorsitzende teilte scheinbar bedauernd der Versammlung mit, daß zwei Anzeigen vor dem Zweikampf eingegangen seien, deren Urheber man nicht kenne. Er ersuchte dann den Staatsanwalt um seine Anträge. Dieser hielt eine kurze Rede in einem besonders scharfen Ton, indem er hervorhob, der Staat könne es nicht dulden, daß seine Untertanen die Gesetze des Landes ihren Privatansichten über die Sühnung von Ehrenkränkungen opferten, er beantrage deshalb gegen jeden Angeklagten eine dreitägige Festungshaft. Wir wurden dann gefragt, was wir zu erwidern hätten. Wir sagten nichts. Der Gerichtshof zog sich nicht zurück, sondern die fünf Richter steckten ein paar Augenblicke die Köpfe zusammen und tuschelten miteinander. Dann verkündete der Vorsitzende, es sei im Namen des Königs für Recht erkannt, daß jeder von den Angeklagten zu drei Tagen Festungshaft und zu den Kosten des Verfahrens verurteilt werde. Zuletzt kam der Gerichtsdiener und ließ uns aus dem Kasten heraus. So endete das denkwürdige Duell.

Damit endet aber auch diese Geschichte. Ich will nur hinzufügen, daß mir die Bestrafung anfangs sehr unangenehm war, daß ich aber schließlich drei vergnügte Tage in der Festung verlebt und dort andere Gedanken über die Bedeutung von Säbel und Pistole empfangen habe. Ich habe mich mit meinem Gegner schließlich wacker geschlagen und kann sagen:

„Vixi duellis nuper idoneus
Et militavi nonsine gloria.“

Wobei ich als gewissenhafter Deutscher anmerke, daß die Lesart „duellis“ besser ist als die „puellis.“

Der Hilfreiche

Als ich noch ein grüner Junge
So von dreizehn, vierzehn Jahren,
Schwärmt' ich für die jungen Mädchen
Mit den veilchenblauen Augen
Und den langen blonden Zöpfen,
Für die Mädchen, welche etwa
Volle sechszehn Jahre alt.

Als ein arg verliebter Jüngling
So von fünfundzwanzig Jahren,
Liebte ich die reifen Frauen
Mit den sinnlich sichern Augen,
Vollen Schultern, vollen Busen,
Jene Frauen, welche dreißig
Höchstens vierzig Jahre alt.

Aber nach dem Schwabenalter
Kam die Wende meiner Neigung,
Liebte nicht mehr ältre Frauen,
Schwärmte wieder für die Mädchen
Mit den langen blonden Zöpfen,
Jene schönen Mädchen, welche
Etwa sechszehn Jahre alt.

Zwischen Mädchen, zwischen Frauen
Mag mein Herz geduldig pendeln.
Doch der Jugend mehr verlangen,
Wäre wahrlich mir vom Übel;
Sintemal das Strafgesetzbuch
— Paragraph tut nichts zur Sache —
Solche Neigung ungern sieht.

Warum ich dieses Gedicht an den Anfang der Erzählung setze? Ich kann es nicht gut erklären. Ich habe den Wunsch, meine Leser mögen erfahren, daß ich auch Verse mache oder wie man in Berlin sagen würde: in Versen mache, Und darum schmuggle ich das Gedicht hier ein. Gedichte allein werden nicht gelesen, wenigstens nicht von denen, für die sie bestimmt sind und die man unter dem Begriffe Publikum versteht. Das Lesen von Gedichten ist eine Beschäftigung für Literaturprofessoren und angehende Dichter, die aus anderen Werken Material für ihre eigenen schöpfen wollen. Ein ernster Mann, der Gedichte lesen soll, mag sich vorkommen wie ein Feldwebel, der Milch trinken muß. Anders liegt die Sache, wenn sich das Gedicht in einer Erzählung findet. Dann ist es so, als wenn besagter Feldwebel die Milch in den Kaffee schüttete: sie dient dann nur zur Milderung des bitteren Geschmackes, sie ist nicht Selbstzweck. Daß ich nun gerade dieses Gedicht voranstellte, wird der Leser vielleicht begreifen, wenn er die Geschichte zu Ende gelesen hat.

Diese Geschichte spielt lange, lange Zeit später. Aus dem schüchternen, scheuen, unschuldigen Studenten hatte das Leben einen dreisten, selbstbewußten, welterfahrenen Mann gemacht, der viel gesehen und genossen hatte und der nun schwärmte für die Mädchen,

jene schönen Mädchen, welche
etwa sechszehn Jahre alt.

Eines Sonnabends ging ich durch eine Querstraße der

Friedrichstraße. Ich hatte keine bösen Absichten. Ich habe überhaupt nie böse Absichten. Da bemerkte ich, daß in einer Entfernung von etwa hundert Schritt vor mir ein junges Mädchen ging, das dem Ideale meines damaligen Gemütszustandes zu entsprechen schien. Sie war mittelgroß, hatte das blonde Haar modern und doch geschmackvoll frisiert; sie trug eine schwarze, enganliegende Jacke, einen schwarzseidenen Rock, den sie mit vieler Anmut gerafft hielt, und einen großen, mit Blumen besetzten, auf der rechten Seite nach oben geflochtenen Strohhut. Ich schloß aus ihrer jugendlichen Gestalt, daß ihr Gesicht hübsch sein müsse und beschwingte unwillkürlich meine Schritte.

Ich bemerkte, daß ihr und damit auch mir ein Herr entgegenkam, der sie, als er in ihre Nähe gelangte, cynisch anstarrte.

Ich bemerkte weiter, daß dieser Herr, als er an ihr vorüberging, ihr mit Lächeln ein paar Worte zuwarf, und daß sie darauf wie empört zur Seite wich. Der freche Mensch schien sich aber darum nicht zu kümmern; er kehrte sich um und lief links neben ihr her, indem er andauernd in sie hineinredete. Sie schien nicht zu wissen, wie sie den Kerl los werden könnte und ging sehr schnell weiter, ohne ein Wort zu sagen oder das Gesicht zu drehen. Meine Ritterlichkeit war erwacht. Ich wollte den Kampf mit dem Salonlöwen aufnehmen. Ich hatte die besten Absichten. Ich habe überhaupt immer die besten Absichten.

Ich lief so schnell, daß ich das Paar einholte. Ich

ging ein paar Schritte rechts an ihr vorbei und sah ihr ins Gesicht. Ich fand meine Erwartungen befriedigt, übertroffen, sie war sehr hübsch, hatte einen zarten Teint, ein reizendes kleines Näschen, einen feinen Mund und ein Paar blaue Augen, die offenbar nur jetzt so grimmig dreinschauten. Ich wäre ihr selbstverständlich auch zu Hilfe geeilt, wenn sie nicht hübsch gewesen wäre. Aber so wurde der Dienst ein Liebesdienst.

Ich blickte den frechen Kerl herausfordernd an und erhielt sofort einen zärtlichen Augenaufschlag von der Schönen. Er schien mich und meinen Blick aber nicht zu beachten, sondern ging weiter links neben ihr, während ich rechts neben ihr ging. Er schien mich für einen Nebenbuhler zu halten und mißachtete deshalb auch mein weiteres grimmiges Anstarren. Endlich faßte ich mir ein Herz und durch Blicke der Holden ermutigt, vertrat ich beiden den Weg und sagte in barschem Tone: „Mein Herr, Sie belästigen diese Dame."

Er sah mich verdutzt an, schien mich für blödsinnig zu halten und gab mir dies durch eine entsprechende Redewendung und Handbewegung zu verstehen. Indessen schien sie von meinem Mut begeistert. Sie stellte sich mir zur Seite und schien auf die Besiegung des gemeinsamen Gegners zu lauern. Dieser war hartnäckig. Er fragte mich, wie ich überhaupt dazu käme, anständige Leute auf der Straße zu belästigen. Ich wurde hitzig und erklärte es für die Ehrenpflicht eines Mannes, eine anständige Dame gegen die

Flegeleien von sittenlosen Straßenbummlern zu schützen. Dies war ihm zu viel. Er rief einen in der Nähe befindlichen Schutzmann, der auch bald zu uns kam.

Die ganze Scene schien von jetzt an meinem Schützling wenig zu behagen; sie rief in jovialem Tone: „Aber meine Herren!“ als ob sie sagen wollte: wieso zanken Sie sich eigentlich? Das Unglück war jedoch geschehen. Der freche Kerl verlangte vom Schutzmann Feststellung meiner Personalien, da ich ihn beleidigt hätte. Ich kam dem Verlangen des Schutzmannes, meine Adresse zu sagen, nach, verlangte aber auch Feststellung des Gegners, da er mich ebenfalls beleidigt hätte. Ich erfuhr so, daß er Weinreisender wäre. Ich erfuhr aber durch den Schutzmann auch Namen und Adresse der Schönen. Sie hieß Else und wohnte etwas weit im Norden der Stadt. Dann entfernte sich der Schutzmann und bald darauf der Gegner.

Ich machte einige verbindliche Wendungen zu Else. Sie hatte zärtlich strahlende Mienen angenommen, und sagte fröhlich: sie hoffe, die Sache werde mich nicht weiter unangenehm berühren. Ich erklärte, sicher nicht, wenn ich die Überzeugung haben dürfte, ihr einen Dienst geleistet zu haben. Sie bestärkte mich in meiner Hoffnung, wir sprachen vom Wetter und gingen ohne Ziel weiter durch die Straßen. Mir wurde das unerwartete Zusammentreffen mit jeder Minute interessanter und angenehmer. Auch sie wurde immer gesprächiger und nahm einen etwas zwangloseren Ton an. Ich fragte sie, was sie vorhabe, sie sagte, sie wolle irgendwo zu

Abend essen. Ich erklärte, daß dieses Ziel auch den einzigen Zweck meines Daseins darstelle und schlug vor, gemeinsam ein bekanntes Bierlokal in der Friedrichstraße zu besuchen. Der Vorschlag wurde angenommen.

Wir bekamen in dem Lokale eine gemütliche Ecke. Ich bestellte zwei Glas Bier und die Speisekarte. Else las diese gründlich, auffallend gründlich. Sie verlangte schließlich jungen Gänsebraten. Es war mir unangenehm, daß sie jungen Gänsebraten verlangte, nicht weil ich die Ahnung hatte, ihn schließlich bezahlen zu müssen, sondern weil ich mir sagte, daß eine alleinstehende Dame doch gut gestellt sein müßte, um abends Gänsebraten zu essen.

Bei einem munteren, durch die Worte Liebe, Ehe und andere schöne Begriffe gewürzten Gespräche wurden wir beide sehr guter Laune, tranken mehrere Glas Bier und sogar einen Schnaps. Sie schien sehr trunkfest zu sein während ich fühlte, daß bei mir jener eigentümliche Zustand einträte, wo sich die Zunge löst und doch schwerer bewegt, wo man zunächst anfängt, sich ab und zu zu versprechen, bis man überhaupt nicht mehr die richtigen Worte findet. Wir saßen zwei Stunden in dem Lokal. Ich rief den Kellner und bezahlte die ganze Rechnung. Sie protestierte nicht im geringsten dagegen. Im normalen Zustande wäre mir das wieder unangenehm aufgefallen. Jetzt hatte ich nur ein dunkles Gefühl für ihr Verhalten.

Wir gingen dann ins Café und saßen auch eine Stunde. Unsere Unterhaltung war dort ausgelassener, es fielen einige

Sätze mit bedenklichen Pointen. Schließlich fragte ich sie nochmals genau nach ihrer Wohnung. Ich nahm eine Droschke, sie stieg ein und ließ die Tür auf; ich rief also dem Kutscher ihre Adresse zu und setzte mich zu ihr. In dem Wagen wurde mir sehr mollig.

Ich fragte sie, ob sie bei Verwandten wohne und erfuhr, daß sie allein, ganz mutterseelen allein, aber sehr gemütlich wohne.

Ich sagte ihr, es hätte mir eine große Freude bereitet, daß ich ihr heute gegen den Angriff eines Unverschämten hilfreich hätte beistehen und ein paar Stunden mit ihr plaudern können; ich setzte dann mit einem Anflug von Zärtlichkeit in der Stimme hinzu, ob sie mich schon morgen wieder vergessen werde, oder ob ich mir erlauben dürfte, ihr einmal eine Ansichtskarte zu schreiben. Sie antwortete, daß es ihr kolossales Vergnügen machen würde, wenn ich ihr schriebe, sie hätte eine famose Ansichtskartensammlung, fünfhundert Stück aus allen möglichen Städten, sie sei sehr stolz darauf. Ich bat sie, mir die Hand darauf zu geben, daß sie sich mit der Karte freuen würde. Sie gab mir die Hand, ich hielt sie fest und küßte sie fester als man gewöhnlich zu küssen pflegt.

Als wir ausgestiegen waren, übergab sie mir den Hausschlüssel. Ich schloß die mächtige Tür des Hauses mit einem mächtigen Schlüssel auf. Sie blieb am Eingang stehen. Wir sprachen einige nichtssagende Worte. Dann folgte ich ihr.

Am nächsten Morgen fragte ich sie, warum sie denn dem Herrn gestern abends ausgewichen wäre? Sie erklärte, sie hätte kein Vertrauen zu ihm gehabt. Ich verstand sie. Als ich mich erkundigte, wann und wo ich sie wiedersehen könnte, erzählte sie mir, daß sie Kellnerin im Café Neufundland wäre und gestern ihren freien Tag gehabt hätte.

Die Verkannte

„Fronleichnamsfest 1900.

Liebster!

Ich bin noch nicht ganz tot. Nur geistig beinahe. Seit wir uns nicht gesehen haben, bin ich verdummt, ich bin Kleinstädter, Philister, Ehemann, alles Schreckliche geworden, das Du Dir denken kannst. Im übrigen wiege ich neunzig Kilo und werde wahrscheinlich zunehmen. Seit ich Dir das letztemal schrieb — ich glaube, es ist ein Jahr her — hat sich meine Praxis ziemlich gehoben. Ich mache Ersparnisse, alles für die zu erwartenden Kinder. Ich habe sehr viel zu tun. Heut ruht in dieser katholischen Gegend alles, auch die Krankheit. Darum schreibe ich Dir. Und was machst Du denn eigentlich? Bist Du etwa Bureaukrat im schlimmsten Sinne geworden? Ich wäre sehr vergnügt, wenn ich Dich wieder einmal sehen könnte. Du würdest über mich erschrecken. Von dem flotten Studenten siehst Du nicht mal mehr die Trümmer rauchen. Leb für heute wohl und schreibe gelegentlich

Deinem verlassenen E.“

Als ich diesen Brief bekam, langweilte ich mich gerade. Eine Einladung hatte ich nicht. Zum Arbeiten und Lesen hatte ich keine Lust. Es war Abend. Ich knackte ein paar Nüsse und dachte über meinen Freund nach. Ich dachte sehr gründlich an ihn, plötzlich schüttelte es mich über den ganzen Körper. Ich hatte mir gerade sein Leben so recht vor Augen geführt. Ich trank zwei Kognaks und wurde angeregt, etwas Großes zu wagen.

Wie wenn ich meinen Freund besuchte, seine Lebensgeister aufrüttelte? Ich sah im Fahrplan nach. Fünf Stunden Fahrt. Auf vier Tage brauchte ich keinen Urlaub. Ich war entschlossen. Ich schrieb sofort an den verlassenen E., er möchte mich morgen Nachmittag drei Uhr an der Bahn erwarten, weiter nichts. Ich besorgte das Nötige für die Reise, schlief gut und fuhr am nächsten Morgen um zehn Uhr ab.

Die Stadt M. hat etwa vierzigtausend Einwohner, ein Gymnasium, verschiedene Fabriken, eine Webeschule u. s. w. Das wußte ich aus dem Lexikon und nahm es jetzt mit eigenen Augen wahr. Die Stadt sah nicht häßlich aus, nein, sogar freundlich. Ich betrachtete sie, wie der Großstädter stets eine kleine Stadt betrachtet, mit überlegenem Mitleid, ich suchte gute Seiten zu entdecken, aber ich hatte das Gefühl: hier möchte ich nicht photographiert hängen. Und hier wohnte er, der viel mehr zum großen Leben geneigt hatte als ich.

Unsere Begrüßung war herzlich. Die Tränen kamen uns fast vor Freude in die Augen. Er hatte sich auch äußerlich stark verändert, ein dicker, breitschultriger, gesetzter Mann mit

schon spärlichem Haarwuchs und kleinstädtischer Kleidung, zu kurzen Beinkleider, einem faltigen Jaquet und Umlegekragen. Wir hatten uns schnell alles Wissenswerte erzählt. Ich lernte dann auch seine Frau kennen, sie schien häuslich, aber nichtssagend, sie kümmerte sich nicht sehr viel um mich, kochte aber guten Kaffee. Es war geradezu peinlich, wie schnell wir unseren Gesprächsstoff erschöpft hatten. Um über die unangenehme Situation hinwegzugelangen, klopfte er mir auf die Schulter. Einen Hund hatte er leider nicht. Hunde und kleine Kinder sind sonst vorzügliche Mittel, um mit Anstand gesellschaftliche Langeweile zu überwinden.

Wir machten einen Gang durch die Stadt. Hierbei bemerkte ich große Plakate, welche mitteilten, daß heut Abend „Die Hoffnung auf Segen" von Heyermans im Stadttheater gegeben werden würde.

Ich dachte an den sonst mit Freund und Frau allein zu verbringenden Abend und schlug vor, ins Theater zu gehen. Mein Freund sah erst nach, was es koste, und willigte dann ein, obwohl er erklärte, eigentlich wäre er im letzten Winter schon einmal im Theater gewesen. Er erklärte weiter, daß er wohl vermöge seiner Praxis die meisten Leute kenne, aber wenig Verkehr habe. Seine Frau wollte uns nicht ins Theater begleiten, sie strenge das immer so an, daß sie am nächsten Morgen gar nicht aufstehen könne, sie habe das letztemal bis sieben Uhr geschlafen. —

Wir kamen zehn Minuten vor Beginn der Vorstellung. Es schien ganz gut besucht zu werden. Ich wollte das

Publikum kennen lernen. Es war die übliche Kleinstadtphysiognomie. Wir setzten uns.

Kurz vor Beginn der Vorstellung kam plötzlich ein Paar, das meine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Der Mann sah mäßig elegant aus, man merkte, daß er zu den besseren Ständen gehöre. Die Frau paßte nicht in den Rahmen eine Dame, sehr elegant, modisch, sichere Bewegungen, Grazie. Sie war mittelgroß, hatte blondes, entzückend frisiertes Haar, große, vielsagende, vielverheißende Augen und eine prächtige Figur voll Leichtigkeit und doch voll kräftiger satter Form. Es war einfach mein Geschmack.

Es dauerte nicht lange, so traf ihr Auge meinen sie sehnsuchtsvoll suchenden Blick. Ich schien ihr als Fremder aufzufallen. Ich fragte meinen Freund nach dem Paar. Er erklärte gleichgültig, es sei ein Beamter mit seiner Frau. Ich sagte ihm, ich müsse mit den Leuten bekannt werden. Er hielt mich für verrückt. Ich erwiderte, ich würde morgen dort einen Besuch machen, er solle jetzt das Weitere veranlassen. Er befand sich offenbar in größter Aufregung und Verlegenheit über mein stürmisches Wesen. Ich blieb bei meinem Entschluß.

Die Frau kokettierte mit mir, sie hatte einen überwältigenden Augenaufschlag.

In der ersten Pause gingen die Herren in ein Zimmer, um Bier zu trinken. Der Beamte ging ebenfalls und ich folgte ihm mit meinem Freunde. Ich hielt mich in seiner Nähe, mein Freund mußte ihn grüßen und sich so nähern, daß eine

kurze Unterhaltung ermöglicht wurde. Es gelang. Ich stellte mich daneben auf, so daß ich anstandshalber vorgestellt werden mußte. Ich sprach sofort viel, um einen Berührungspunkt mit dem Beamten zu finden. Es stellte sich heraus, daß wir beide Heidelberg kannten. Er war harmlos, wir setzten uns an einen Tisch, tranken zusammen und wurden ziemlich vertraut. Er trank sehr viel. Ich bestärkte ihn im Trinken, man könne Alt-Heidelberg nie genug feiern. Er war offenbar eine bierehrliche Seele ohne tiefere Veranlagung.

Von seiner Frau sprach er zunächst nicht, obwohl ich alle möglichen und unmöglichen Gesprächspunkte berührte, die ihn dazu hätten veranlassen können. Als ich aber zufällig erwähnte, daß ich meinen Kodak mitgebracht hätte, um Aufnahmen zu machen, erwiderte er, daß seine Frau auch photographiere. Ich sagte, daß, wenn ich die Ehre haben könnte, seiner Frau Gemahlin vorgestellt zu werden, ich natürlich auch erfahren würde, welche Punkte sich für photographische Aufnahmen besonders eigneten. Dieser aufdringlichen Selbsteinladung konnte er als anständiger Mensch nicht ausweichen. Er erklärte, daß es seine Frau sicher sehr interessieren würde... u. s. w. Die Phrase kam ziemlich gleichgültig heraus, als ob er sie schon gewöhnt wäre. Ich aber kümmerte mich um nichts.

Ich ließ meinen Freund ziemlich links liegen, blieb bei dem Gatten der photographierenden Frau und wurde dieser nach wenigen Minuten vorgestellt.

Sie verbeugte sich mit ballmäßiger Eleganz, war aber sofort lieb und nett.

Während der Vorstellung mußte ich ruhig auf meinem Platz sitzen. Dann stürmte ich gleich zu der neuen Freundschaft, und begann von meinem Kodak: Herr Gemahl hätte mir erzählt, wäre mir ein unendliches Vergnügen, wenn ich liebenswürdige Anweisung über geeignete Punkte.... Ich sprach noch mehr derartigen Stumpfsinn. Sie erwiderte, ich möchte ihrem Mann und ihr doch das Vergnügen eines Besuches machen, wir könnten dann ja zusammen einen Spaziergang unternehmen. Ich nahm mit Blick auf beide Gatten an, zog mich aber dann, zufrieden mit meinem Erfolge, zurück und verabschiedete mich nur noch am Ende der Vorstellung. —

Am nächsten Mittag warf ich mich in meinen unwiderstehlichsten Anzug, steckte mir eine weiße Nelke ins Knopfloch und entledigte mich der Besuchspflicht. Beide Gatten waren zu Haus. Sie trug ein sehr schickes silbergraues Kleid und empfing mich mit den sicheren Allüren einer Weltdame. Sie reichte mir ihre weiße sammetweiche Hand zum Kuß und war gleich sehr gesprächig. Er versuchte auch manchmal etwas zu sagen, wurde aber von ihr schonungslos unterbrochen.

Da mir das peinlich war, suchte ich ihn immer wieder in das Gespräch zu ziehen. Ihre Augen wurden unheimlich lebendig, sie sprühten Feuer und ich hatte Mühe, nur erwärmt und nicht verbrannt zu werden. Sie erklärte

dann mit einer eigentümlichen Betonung, sie möchte mir gern ihren photographischen Apparat zeigen. Sie tat das und heuchelte glühendes Interesse. Er machte sich über die Kunst seiner Frau lustig, was ihm eine ungewöhnlich energische Zurechtweisung eintrug. Sie fragte mich dann, ob wir uns Nachmittag vier Uhr zu einem Spaziergang treffen könnten. Ich bejahte entzückt und drückte mich nach kurzer Zeit. —

Nachmittag war ich pünktlich zur Stelle. Das Dienstmädchen sagte mir mit einem zofenhaft niederträchtigen Augenblinzeln, die gnädige Frau sei allein und erwarte mich. Ich trat ein.

Sie schien etwas gleichgültiger als Vormittag. Ich fragte, wo ihr Mann sei, da wir doch spazieren gehen wollten. Sie fragte mich in scheinbar gleichgültigstem Tone, ob ich nicht mit ihr allein gehen würde. Ich war etwas verwirrt. Sie stellte fest, daß man mir das ansehe und erklärte, ich würde vielleicht noch mehr Gelegenheit haben, mich über sie zu wundern. Dabei setzte sie sich den Hut auf, einen entzückend gebogenen, großen, mit Spitzen und Blumen garnierten Strohhut. Ich sagte bedauernd, daß ich nur vier Tage bleiben könne. Das schien ihr einigermaßen nahe zu gehen, sie betonte aber, daß man auch in vier Tagen viel erleben könne. Wir gingen.

Auf der Straße waren wir Gegenstand häufigen Anstaunens. Wir waren glücklich, als wir auf der Promenade waren. Dort entdeckten wir erst, daß wir in der Hitze des

Gespräch's unsern Kodak vergessen hatten. Wir gingen auf ihren Wunsch in den Wald.

Mir fing das alles an, ein wenig wie ein Traum vorzukommen. Gestern Abend hatte ich sie zufällig das erstemal gesehen, hatte sofort den Wunsch, sie kennen zu lernen, und heut ging ich mit ihr allein in den Wald an einem wundervollen Sommernachmittag.

Das sagte ich ihr und daß es mir sei, als ob ich sie schon lange kenne. Als Antwort erhielt ich einen Blick, in dem eine Welt von Empfindung lag, Dank, ein wenig Angst, Stolz, Zurückweisung, Zuneigung, Sinnlichkeit, ein Blick, der mich berauschte. Sie sagte, ich müsse verständig sein, nicht gleich so unvernünftig anfangen, ich dürfe sie nicht in vier Tagen unglücklich machen, wie ich das schon mit andern gewiß gemacht hätte, ob ich sehr viel erlebt hätte, ob ich reich sei und ein Verhältnis hätte, ob sie blond oder schwarz sei und mich lieb hätte; ob ich sehr furchtsam sei und viele Gesellschaften besuchte, ob ich verlobt sei. Das fragte sie alles ziemlich hastig hintereinander.

Meine Antworten wurden immer deutlicher, ich suchte nichts mehr zu verbergen. Ich fragte sie, ob sie ihren Mann liebe, ob sie bedaure geheiratet zu haben, wo sie ihren Mann kennen gelernt, ob er sie überhaupt glücklich mache. Sie erwiderte, sie halte nichts von der Ehe, ob ich glaubte, daß man sich auf den ersten Blick verlieben könnte. Ich erinnerte an Hero und Leander. Von ihrer Vergangenheit erfuhr ich nichts. Sie klagte auch über den

Stumpfsinn ihrer Mitbürger, man rede gerade bei ihr über alles, sie wisse nicht warum, sie sei doch beinahe ein Hausmütterchen geworden, die Männer seien hier auch alle so langweilig, sie gingen so häßlich gekleidet; noch schlimmer wären aber die Frauen, wie die schon aussähen und wie die alles Elegante verlästerten, man spräche über sie, weil sie garnierte Hemden und Hosen mit Spitzen trüge. Ich war von dieser Bemerkung einen Augenblick chockiert, setzte mich aber bald darüber hinweg.

Wir plauderten dann noch etwas und gingen nach Haus. Sie bat mich, sie am nächsten Tage wieder abzuholen. Ich äußerte Bedenken, ob es ihrem Mann recht sein würde. Sie erwiderte, ich solle das nur ihr überlassen.

Ich überließ ihr das denn auch. Wir gingen am nächsten Tage allein in den Wald und unsere Unterhaltung wurde immer deutlicher, ungezwungener. Wir sprachen über die heikelsten Dinge wie zwei Freunde. Ich erklärte ihr, daß ich sie wirklich nicht liebte, daß sie mich aber wahnsinnig interessierte und daß ich wohl fähig wäre, ihretwegen eine große Dummheit zu begehen. Sie sagte, daß es ihr ähnlich ginge, sie wäre mit der kurzen Bekanntschaft keineswegs zufrieden, wir müßten uns näher kennen lernen, viel näher; ich sollte sie am Abend besuchen, ihr Mann würde nicht weiter stören.

Ich vernachlässigte meinen Freund, er nahm mir das nicht übel, hielt es aber doch für seine Pflicht, mir zu sagen, ich sollte mich vor der Frau in acht nehmen. Ich hielt das

für eine spießbürgerliche Anschauung und ging Abend wieder zu ihr.

Ihr Mann war auch da. Ich aß mit ihnen, ziemlich großartig. Der Mann schien sich an dem Tisch nicht wohl zu fühlen. Er fragte mich nach meinen Verhältnissen, ob ich unabhängig, was mein Vater gewesen wäre, ob ich viel reiste u. s. w. Das Gespräch war nicht sehr erquicklich, schien aber auch sie zu interessieren. Ich gab wenig bestimmte Antworten. Als ich von meiner baldigen Abreise sprach, teilte er mir mit, seine Frau würde wohl auch mit demselben Zuge fahren, sie habe einige Besorgungen und Besuche zu machen, ich möchte mich vielleicht ihrer annehmen, sie kehre bald wieder zurück.

Ich hatte Mühe, durch gleichgültige Mienen meine gewaltige Erregung zu bekämpfen. Der Mann war mir völlig unverständlich. Sie warf mir hinter dem Rücken ihres Mannes einen bedeutsamen Blick zu, als ob sie sagen wollte: siehst du, was ich alles durchsetzen kann und ich habe es um deinetwillen getan. — Über den kurzen Aufenthalt in der kleinen Stadt habe ich nichts mehr zu berichten. Ich verabschiedete mich herzlich von meinem Freunde. Zur Bahn konnte er mich nicht geleiten. Auf dem Bahnhof fand ich meinen schönen Schützling vor. Der Mann tat sehr verlegen, als er mich sah. Er erzählte mir, daß er sein Portemonnaie vergessen und nun keine Zeit mehr habe, es zu holen, ob ich das Reisegeld auslegen wolle, er sende mir das Geld telegraphisch nach. Ich war natürlich mit Freude

bereit, einzuspringen, es habe keine Eile, ob ich nicht der gnädigen Frau etwas geben solle, vielleicht zweihundert Mark, bis er ihr Geld nachschickte. Man war einverstanden. Er brachte uns noch ins Koupé, dann fuhren wir in einem Wagen zweiter Klasse von dannen.

Der Wagen war leider stark besetzt. Infolge dessen mußten wir die Fahrt mit ziemlich harmlosen Gesprächen hinbringen. Ich fragte sie nur zuletzt leise, wann und wo ich sie sehen könnte. Sie nannte mir das Hotel, wo sie wohnen würde, und bat mich, zu kommen, wann ich wollte, sie sei stets für mich zu sprechen.

Am nächsten Nachmittag besuchte ich sie. Sie bewohnte ein elegantes Zimmer. Als sie mir geöffnet hatte, trat sie sofort tiefer in das Zimmer zurück, ohne mir erst die Hand zu reichen. Die dicken Portiéren und die zugezogenen Gardinen dämpften das Tageslicht zum Halbdunkel. Ich versuchte ein paar gleichgültige Redensarten zu machen. Sie antwortete kaum. Ich bat sie, mir doch wenigstens die Hand zu geben und ging hin zu ihr. Sie stand neben einer Chaiselongue. Ich faßte ihre Hand, die nervös zitterte und die meine stark preßte. Sie sah zur Erde. Wir kamen einander näher und näher, in Gedanken waren wir uns ganz nah.

Es war eine starke Leidenschaft in uns eingezogen; nicht die schnell auflodernde Sinnlichkeit junger unreifer Menschen, nicht der wahnsinnig brünstige Taumel Wagnerischer Liebespaare; es war eine zielbewußte, siegessichere und siegesfrohe Leidenschaft, die sich nicht selbst belügt, sondern sich in jedem

Augenblick klar ist, was der nächste bringen wird und die doch nichts tut, das geahnte Ereignis zu hindern. Wir hatten damals das Gefühl, als ob wir für einander bestimmt seien, als ob wir uns dem nicht entziehen könnten, daß wir uns ergeben müßten. Ein solcher Blick der Ergebung war es, der mich aus ihren großen, tiefen Augen traf, ein Blick, den ich fast körperlich fühlte, der mich schaudern, zittern machte und der mich ihr entgegentrieb, als sie ihre Arme um mich schlang und mir einen Kuß auf die Lippen drückte, so über alle Maßen berauschend, als müßten wir uns für ein ganzes Leben entschädigen. Es ist so unendlich viel über Liebe und Frauen und über diesen Kuß gesagt worden. Ich will es jetzt glauben, daß unsere Leidenschaft für den ruhig Betrachtenden nichts Besonderes hat, daß das, was wir fühlten, von tausend anderen gefühlt und oft gesagt worden ist. Damals hätte ich es nicht geglaubt. An jenem Abend war ich in einer Begeisterung, die ich als mein alleiniges Erlebnis betrachtete, die ich um alles in der Welt mit andern Menschen nicht hätte gemein haben wollen.

Es war spät, als wir Abschied nahmen.

Am folgenden Nachmittag besuchte ich sie wieder. Wir plauderten ein wenig, gingen dann ins Café und später ins Theater. Man gab ein Stück von Schnitzler. Die Handlung schien sie mächtig zu interessieren. Nach der Vorstellung sprach sie sehr aufgeregt, aber sehr verständig über das Stück.

Um etwas zu essen, gingen wir schließlich in ein

Restaurant, es war eine vom besseren Publikum besuchte Weinhandlung. Das Lokal war sehr voll. Wir fanden aber noch einen Platz. Sie hatte mich zwar nicht abgeredet, in das Restaurant zu gehen, schien aber auch nicht gern da zu sein. Sie war etwas nervös, zerstreut, sah hastig um sich und nach dem Ausgang, schien nicht auf das zu achten, was ich mit ihr sprach. Meinen Vorhaltungen begegnete sie mit einem erzwungenen Lächeln.

Nach und nach beruhigte sie sich. Der Wein schien sie sogar übermütig zu machen.

Als wir bei der Mehlspeise waren, öffnete sich wieder die Tür, und herein traten zwei elegante Herren mit einem hübschen, aber arg verpuderten, zweifelhaft aussehenden Frauenzimmer. Ich achtete auf meine Begleiterin nicht, wurde aber plötzlich von ihr an der Hand gefaßt mit dem leisen, krampfhaften Ruf:

„Wir wollen gehen, mir ist schlecht!“ Sie sah leichenblaß und völlig verstört aus.

Ich sagte in der Angst wohl etwas laut: „Aber, gnädige Frau, was ist Ihnen, ich werde Selterswasser besorgen!“ Sie lehnte ab und wollte aufstehen.

Inzwischen waren aber die Gäste auf sie aufmerksam geworden. Es drehten sich erst die Nächstsitzenden, nach und nach alle Gäste nach uns um. Sie blieb sitzen wie bewußtlos, wie ein Schlachtopfer. Die zuletzt Eingetretenen mußten uns wohl auch bemerkt haben. Plötzlich standen die drei an unserem Tisch; das Frauenzimmer sah meine Beglei-

terin scharf an und rief dann laut: „Das ist ja die Mizzi, wo kommst du denn her, was ist denn los?“

Ich war über diese Begrüßung aufs äußerste betroffen. Die schöne Frau wurde feuerrot; halb ohnmächtig stammelte sie: „Was fällt Ihnen ein, Sie freche Person, Sie müssen sich geirrt haben, ich kenne Sie nicht!“ Dabei stand sie auf und nahm ihre Sachen.

Das Frauenzimmer schien durch diese Antwort in Wut gebracht und rief: „Was, ich eine freche Person? Du Plunder, dich sollte ich nicht kennen? Du meinst, weil du Schwein gehabt hast? du warst doch dasselbe wie ich im Café Neufundland, die Heirat -- na, wer weiß, wie die zustande gekommen ist!“

Wie ich damals auf die Straße gekommen bin, weiß ich nicht. Das weiß ich, daß ich meine Zeche erst nach einigen Tagen bezahlt habe. Ich nahm vom Lokal eine Droschke.

Ich versuchte zuerst zu reden und bat in herzlichem Tone um Erklärung. Sie antwortete nicht, bekam aber plötzlich einen Weinkrampf. Ich suchte sie zu trösten; ich sagte ihr, mir wäre jetzt vieles klar, ich hätte sie aber trotzdem nicht weniger lieb. Darauf beruhigte sie sich und drückte meine Hand, sprach aber nicht. Als wir vor ihrem Hotel ankamen, schien sie ganz beruhigt zu sein. Ich fragte, ob ich noch etwas für sie tun könne, ob ich noch etwas bei ihr bleiben sollte. Sie lehnte ab, gab mir dann nur herzlich die Hand und sagte mit fester Stimme: „Leb' wohl.“

Ich schlief in dieser Nacht fast gar nicht. Ich stand um fünf Uhr auf und setzte mich ans Fenster. Gegen acht Uhr kam die Zeitung. Ich hatte ein dunkles Gefühl, ich würde etwas Unangenehmes lesen. Ich schlug gegen meine Gewohnheit zuerst die Nachrichten des lokalen Teiles auf und fand folgenden, mit gesperrten Buchstaben gedruckten Artikel:

Ein sensationeller Selbstmord.

Im Hotel Royal verübte heute die Frau eines Beamten aus der Provinz Selbstmord. Sie war etwa um einhalb elf Uhr nach dem Hotel zurückgekehrt und war ruhig auf ihr Zimmer gegangen. Nach etwa einer halben Stunde klingelte sie und übergab dem Zimmermädchen einen Brief, der sofort zum Kasten gebracht werden müsse. Nach einer weiteren halben Stunde hörte man ein furchtbares Stöhnen und Röcheln in den Nebenzimmern. Das aufmerksam gemachte Personal eilte in das Zimmer und fand die Dame offenbar im Todeskampfe, angezogen auf dem Sofa liegen. Der schnell herbeigerufene Arzt konnte nur noch den bereits eingetretenen Tod konstatieren. Auf dem Tisch fand sich eine leere Schachtel mit der Aufschrift Morphium. Die Frau war erst einen Tag vorher zugereist. Das Motiv der Tat ist unaufgeklärt. Die Leiche wird nach dem Schauhause gebracht.

Bald nachdem ich das gelesen, erhielt ich einen Brief.

„Mein Liebster!

Wenn du diesen Brief erhältst, weißt du gewiß schon, was geschehen. Du bist der einzige, dem ich eine Zeile sende. Warum ich mir das Leben nahm? Weil ich gestern plötzlich einsah, daß aus mir nichts werden kann, verstehst

du, gestern einsah, zum erstenmale.' Meine Vergangenheit kennst du. Mein Mann war mein Geliebter. Ich war in der Ehe schlimmer als vorher. Du solltest ein Opfer werden. Aber ich brachte es nicht über das Herz, dich dazu zu machen. Ich habe dich lieb gewonnen. Du warst gut zu mir. Gestern, als du mir nach der schrecklichen Scene sagtest, du hättest mich weiter lieb, habe ich das gefühlt. Da bin ich mir auch meiner ganzen Verworfenheit klar geworden, aus der ich doch nicht heraus kann. Das sehe ich ein und darum habe ich einen schnellen Entschluß gefaßt. Du wirst mir recht geben. Es war vielleicht meine einzige anständige Handlung im Leben — dieses Sterben.

Leb wohl."

Raoul Auernheimer:

Rosen, die wir nicht erreichen.

M 2.50, geb. M 3.50

„Hamburger Fremdenblatt:“

Der „Wiener Verlag“, der uns bereits die Kenntnis einer Anzahl wirklich guter und origineller Bücher vermittelt hat, läßt mit seinen „Rosen, die wir nicht erreichen“ abermals ein gediegenes Werk in die Öffentlichkeit hinausgehen. Der Erzähler dieser kurzen Geschichten aus dem Leben erfreut sich einer Frische und Selbständigkeit der Anschauung, und dabei eines Stiles von so bestrickendem Reiz, daß man den Autor ohneweiters in die erste Reihe der modernen Erzähler zu stellen hat.

Raoul Auernheimer:

Renée.

Sieben Kapitel eines Frauenlebens.

„Die Zeit“: M 2.—, geb. M 3.—.

Auernheimer hat unter unseren Jüngeren den meisten und den echtesten Witz. Seine Bosheit ist gesund und durchaus nicht gallig. Er schreibt munter und sieht auch so in die Welt, und in seinem Erstling, „Rosen, die wir nicht erreichen,“ steckt echte Poesie. An glänzenden Einfällen fehlt es in „Renée“ nicht. Gleich die Art, wie sich Renée einen Mann einfängt, ist voll Geist. Ein gleich übermütiges Kapitel ist die Manier, in der sie ihre abgedankten Liebhaber am Tarocktisch versorgt. Die Figur selbst ist durchaus wahrhaftig beobachtet, und sehr schön, ja dichterisch ist es, wie aus der einen Sehnsucht der müde geliebten Frau ihr eine neue Jugend wiederkehrt. Sie hat mit einem Maler geliebelt, der nach zehn Jahren kommen und dann sie holen wollte. Ein Zufall erweckt ihr Erinnern, und nun blüht sie in neuer Schönheit auf für einen Toten. Es geht nicht ohne manche Frivolität in dem Büchlein ab. Für Moralisten ist es aber auch kaum gedacht. Geschrieben ist es mit einer großen Sicherheit und Anmut; es ist keine Kaprize im Stil, nur eine erstaunliche Virtuosität. Man erkennt wieder einmal, wie nahe Wienerisches und Französisches miteinander verwandt sind und freut sich, dies an einem Büchlein feststellen zu können, das keinerlei Gallizismen, noch Anlehnungen enthält.

Toni Mark:

Standhafte Mädchen.

Preis M 2.—.

„Neues Wiener Tagblatt:“

Ein wahres Kabinettstück humoristischer Erzählungskunst ist gleich die erste der Geschichten „Katz und Maus“. Heldin der Geschichte ist ein Wiener Dienstmädchen, das mit ihrer Herrschaft zum Sommeraufenthalt ins Kärntnerland kam und dort unter der männlichen Bauernwelt große Triumphe feiert. Anfangs scheint es, als ob sie die Katz und der stramme Bruder des Wirtes, der „Irg“, die Maus wäre. Aber im Verlaufe der Begebenheiten, die die Verfasserin mit ebensoviel Humor, als Menschenkenntnis schildert, wechseln sie die Rollen. Irg wird die Katze, die mit der Maus, der Anna, spielt, und ihre Standhaftigkeit erliegt dem ersten ernsten Ansturm. Ich kenne in der gesamten, jetzt ziemlich reichlichen Dienstbotenliteratur von Klara Viebig über Liliencron bis zu Octave Mirbeau kein zweites Werk, das den leichtfertigen und genußsüchtigen Charakter eines Dienstmädchens so erschöpfend und ergötzlich wiedergibt. Die Verfasserin beherrscht den Dialekt meisterhaft, wobei Kärntner und Wiener Dialekt häufig abwechseln. Streiflichter auf die verschiedenen nationalen Fragen des Tages machen die köstliche Geschichte zu einem kleinen Zeitbilde. Am schönsten zeigt sich das humoristisch-satirische Talent der Verfasserin in den verschiedenen Briefen, die Anna teils von dem verlassenen Mädchen Irgs, teils von ihrer Schwester erhält. Hier läßt Frau Toni Mark ihrem Humor alle Zügel schießen. Nach den krankhaften, nervösen Sensationen der Jungfrauenliteratur wirkt das Buch der Toni Mark wie ein frischer Trunk aus dem nie versiegenden Jungbrunnen der Natur. Der Humor wird ja in unserer Zeit immer seltener und kostbarer. Hier sprudelt eine neue Quelle. Wir erwarten von der neuen Frau, die wir mit Stolz unsere engere Landsmännin nennen dürfen, noch mehr solche Werke wie „Katz und Maus“.

„Tagesbote aus Mähren und Schlesien:“

Das Buch enthält zwei Erzählungen, die beide vom Leben eines Mädchens aus den „niederen Ständen“ berichten. In „Katz und Maus“ ist es die Geschichte einer jungen Bauerndirn, die nach einigen in Wien verbrachten Jahren in ihr Kärntner Alpendörfel zurückkehrt. Angesogen mit den hunderterlei Eindrücken, die ihr die Großstadt gegeben hat,

stolz und selbstisch und herrschsüchtig geworden, will sie die erste werden auf dem gesindereichen Hofe. Wie eine Katze schlägt sie nach jedem, der sich nicht ihrem Willen unterwerfen mag. Und wird am Ende doch ein scheues Mäuslein — muß unter den Krallen eines halbblöden Bauernburschen verbluten. Die zweite Erzählung „Fräul'n Minna" spielt im Münchener Milieu und schildert das Emporringen eines vom Leben verprügelten Wesens. Seit Anna Croissant-Rusts „Feierabend" hat eine Frauenfeder so kraftdurchschwellte Sätze nicht wieder geschrieben. In der Führung des Dialektes zeigt die junge Dichterin eine ausgereifte Meisterschaft in der fast klassisch ruhigen Schilderung der Bauernwirtschaft, in der Zeichnung ungebrochener, rustikaler Leidenschaften findet man Linien, die auf Anzengrubers „Sternsteinhof" hinweisen. — Wenn es auch immer ein lächerliches Unterfangen bleiben muß, einem Schaffenden mit wohlgemeinten Ratschlägen „an die Hand zu gehen", der Toni Mark gegenüber wird man doch wohl wünschen dürfen, daß sie ihre starke Begabung, lebendampfende Gestalten zu formen, an einem Bauerndrama versuchen möge.

Sophus Michaelis:

Aebelö.

Autorisierte Übersetzung von Marie Herzfeld.

Preis M 3.—, geb. M 4·50.

„Berliner Neueste Nachrichten:"

Einer der feinsten Künstler, als Epiker und Lyriker gleich talentvoll, ein Romantiker mit dem tiefen und subtilen Sprachgefühl Jacobsens und der realistisch pantheistischen Empfindung Knut Hamsuns ist der Däne Sophus Michaelis. Sein Roman „Aebelö" (übersetzt vortrefflich von Marie Herzfeld, Wiener Verlag) ist nicht nur ein poetisch tiefes, sondern auch ein künstlerisch bedeutendes und vornehmes Werk. Es erzählt uns von der Liebe des Ritters Sölver zur Jungfrau Gro. Es ist eine Verherrlichung auf die Liebe und Sehnsucht, auf die in der Natur waltenden Kräfte, die verwandt sind mit denen der menschlichen Seele. Wir werden wieder Kinder, wenn wir in diesem sinnvollen Märchenbuch lesen. Das Herz geht uns auf bei dieser wunderbaren Kunst. Wir berauschen uns an ihr wie an süßem, schwerem Wein.

Arthur Morrison:

Ein Kind des Jago.

Roman.

Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Klara Markus.

Preis M 2.50, geb. M 3.50.

„Leipziger Tageblatt:“

Das ist eine Geschichte so furchtbarer Art, daß sie einem Schauer des Entsetzens über die Glieder jagt; ein Bild menschlichen Elends, menschlicher Verkommenheit, wie es schmerzlicher und empörender zugleich kaum gedacht werden kann. Das „Jago“, wie es Morrison hier schildert, existiert heute nicht mehr; aber daß es einmal existiert hat, existieren konnte, mit seiner Bevölkerung von zu Bestien entwürdigten Menschen, das muß die stolze englische Nation als unauslöschliches Schandmal empfinden. Dem markerschütternden Motiv bringt der Autor eine dichterische Kraft von unwiderstehlicher Gewalt entgegen, die aber nie ins Zügellose ausartet, sondern stets von künstlerischer Überlegenheit gemeistert erscheint. Diese Überlegenheit tut sich auch darin kund, daß Morrison unter der Überfülle von lasterhaften Zügen, die die von ihm geschilderten Menschen charakterisieren, auch die zarten Spuren noch unverdorbenen Empfindens zu entdecken und in schlichter Natürlichkeit wiederzugeben weiß. „Das Kind des Jago“: der rohe, wilde Bursche, als Kind schon durch und durch verdorben, verschlagen, gewalttätig, frech im Denken und Tun — und dabei so liebevoll in seinem Verhältnis zum armseligen Schwesterchen, so treu dem verbrecherischen Vater, der haltlosen Mutter anhangend. Das poetische Vermögen Morrisons zeigt sich am deutlichsten in der tragischen Gestaltung des Schicksals dieses Knaben. Wer einen so widerstrebenden Stoff derart dichterisch zu beseelen weiß, darf sich ein echter Künstler nennen.

- - K. U. K. HOFBUCHDRUCKER - -
FR. WINIKER & SCHICKARDT, BRÜNN